BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Familie von Maras Ein Roman aus der Neuzeit

Bd.: 1

Bremen 1851

P.o.germ. 1905 s-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125519-3

germ.
905
10

germ. 1905 -s/(1 . Familie

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
(Frauenplatz Nro. 8.)

20776.

# Die
# Familie von Maras.

Ein Roman aus der Neuzeit.

Erster Band.

Bremen.
Verlag von Franz Schlodtmann.

1851.

Bayerische Staatsbibliothek München

## Erstes Kapitel.

Folge uns an die Ufer des Arno, gütiger Leser, wenigstens von da, wo er sich in den Fluthen des toskanischen Meeres verliert, nach dem einst so stolzen Pisa, das sich auf den Schwingen der Freiheit zu Macht und Wohlstand erhob. Welches Land könnte auch unglücklich sein und schwach, wo sie das Volksleben wie ein Schöpfungshauch durchdringt, wo alle Bürger mit selbstbewußtem Streben, nicht als Söldlinge, als feile Instrumente, als Diener eines Willkürherrschers, sondern als freie Männer in Wort und That für das Wohl des Vaterlandes arbeiten. Die Geschichte hat es bewiesen: die Reiche sind groß, so lange das Banner der Freiheit siegend über ihnen weht. Erst wenn niedrige Leidenschaften, Herrschsucht und Ehrgeiz sich in Einzelnen erheben, wenn die Freiheit der Gewalt des Lasters und des Eisens weicht, sinken sie in Armuth und Verödung. O, es war eine große, schöne Zeit für Italien, die Zeit des dreizehnten Jahrhunderts. Welch blühendes Leben pulsirte in seinen Stämmen. Wie strahlte der Reichthum seiner Freistaaten, der Ruhm seiner Kunstwerke. Die Götter Griechenlands: die Wissenschaf-

ten und Künste, waren vor dem fanatischen Schwerte der Osmanen an Italiens gastliche Gestade geflohen und hatten hier in glühend-verlangenden Herzen eine Freistatt gefunden. Diese herrlichen Momente des Aufschwunges gingen leider sehr bald vorüber in den Kämpfen neidischer Städte und herrschsüchtiger Aristokraten, die nicht Italiens Größe, sondern die persönliche suchten. Das schöne Land sank zuckend in die Knechtschaft fremder und einheimischer Dynastien. — Doch zurück nach Pisa.

Es war um die Mitte Juni, etwa vier Uhr Nachmittags, als zwei elegant gekleidete Männer durch eine der verödeten Straßen wandelten; denn die Hitze war erstickend, und Jeder hielt sich noch sorgfältig vor den sengenden Strahlen verborgen. Auch unsere jungen Leute würden dies gewiß gethan haben, hätte sie nicht der Wunsch zu sehen — sie waren Fremde — aus dem langweiligen Hôtel, das sie bewohnten, fortgetrieben.

„No, this heat is intolerable,“ rief der Eine von ihnen, eine Figur, feist und glühend, wie ein Plumpudding. „If we could be saved any where from that cursed, burning sun.“

„Wenn es Ihnen recht ist, so suchen wir in jener Kirche ein kühlendes Obdach; wir werden dort, da es gerade die Zeit der Vesper ist, noch den Genuß einer schönen Musik haben,“ erwiederte der Andere, der jedoch, nach seiner schlanken Gestalt zu urtheilen, weniger als sein Begleiter von den 25° Réaumur zu leiden hatte.

„T'is a famous idea, you have, and that I will make haste to follow.“ Mit diesen Worten richtete er

sich unverzüglich nach dem Eingange der bezeichneten Kirche. Sie traten ein und hatten eben nur so viel Muße, Bauart und Malerei zu betrachten, bis der Gottesdienst begann.

„God dam, what a voice! t'is the prettiest one, I ever heard,“ flüsterte der Engländer seinem Gefährten zu, der seit den ersten Tönen eines Sopransolos wie in Entzücken versenkt war, und der aus Furcht, auch nur eine Note dieses himmlischen Gesanges zu verlieren, die an ihn gerichtete Exklamation blos durch ein leichtes Kopfnicken bejahte. Dabei blieb es auch, so oft der in seiner Bewunderung noch sprachfähige Brite dieselbe in einigen Kernsprüchen hervorbrechen ließ. Dieser begnügte sich mit solcher Zeichensprache, so lange der Gottesdienst währte; als sich jedoch schon alle Andächtigen verloren hatten und der Sakristan bereits die Kerzen auf dem Altar auszulöschen anfing, und sein Nachbar noch immer wie im magnetischen Schlafe neben ihm stand, da wurde ihm die Sache doch etwas zu bunt.

„Will you pass the night in this church? Indeed, if you have a rendez-vous with any gentle nun, I will leave you to your happiness,“ sagte er lachend.

„Ich wollte, Ihre Voraussetzung wäre wahr in Bezug auf die entzückende Sängerin.“

„You could be very disappointed, dear friend, and see the heavenly apparition transformed in a hag. This happens many times.“

„Möglich; aber ich fühle, ich würde das Wesen, dessen Brust diese Melodieen entschwebten, lieben, und besäße es auch nicht den mindesten äußern Reiz.“

„Lieben, ohne äußern Reiz!?“ wiederholte man in dem Augenblicke im Rücken der beiden Männer. „Maras, Sie schwärmen.“

Der Genannte wendete sich, um nach dem unberufenen Zuhörer und erkannte in ihm einen ihm befreundeten Landsmann.

„Ich schwärme nicht, denn es ist keine Täuschung, die mich bezaubert; es ist Wirklichkeit, die mich entzückt.“

„Ja, denken Sie sich,“ sagte der Engländer, dies Mal in erträglichem Deutsch, zu dem er jedoch, wie alle Ausländer, nur dann seine Zuflucht nahm, wenn die Nothwendigkeit, sich verständlich zu machen, ihn dazu nöthigte, „denken Sie sich, er behauptet, ein häßliches Weib blos seiner Stimme wegen lieben zu wollen.“

„Ich, für mein Theil, müßte danken. So angenehm mir auch Gesang ist, so möchte ich doch keinen häßlichen Mund küssen, und flötete er schmelzend wie eine Nachtigall.“

„Sie sind ein arger Materialist,“ sprach von Maras scherzend.

„Kann sein; aber ich wiederhole, daß mir ein in Jugendfrische und Schönheit schwellendes Weib zehntausendmal-zehntausendmal lieber ist, als eine ergraute, vermagerte Philomele.“

„Das sage auch ich. Das Singen ist bei den Frauen doch immer nur eine Nebensache, und es sind im Betreff ihrer wohl erst andere Eigenschaften zu beanspruchen,“ meinte schlau lächelnd Sir Martins.

„Aber sagen Sie, wie ist unser bedächtiger Maras

auf die verzweifelte Idee einer solchen Liebe gekommen?“ fragte der Zukömmling den Engländer.

„Darüber kann ich Sie au fait setzen! Wir haben eben in jener Kirche der Vesper beigewohnt und eine ausgezeichnete Sängerin gehört — herrlich! ich versichre Sie — für die sich unser Freund so begeistert hat, daß er sie, und wäre sie eine Megäre, zu lieben verspricht, während ich hundert Guineen für das Gegentheil setzen wollte.“

„Darin sehe ich doch nichts so Außerordentliches, daß man eine Frau eben so gut ihres Talentes, als ihrer Schönheit wegen liebe.“

„Und ich würde Sir Martins' Wette mit hundert Dukaten stützen.“

„Nun, halten Sie?“ fragte jener.

„Ich halte,“ antwortete dieser halb lachend, „und fürchte nicht, sehr viel dabei zu wagen, da es für Euch vielleicht schwerer sein dürfte, mir die hinter dem hohen Chorgitter verborgene Philomele zu Gesicht zu bringen, als mir, die Schöpferin so himmlischer Töne zu lieben.“

„Die Sache ist also abgemacht. Sie zahlen uns entweder Guineen und Dukaten, oder Sie lieben die Sängerin, malgré bon gré, und wäre sie häßlich wie des Teufels Großmutter.“

„Nehmt Euch in Acht, daß das Zahlen nicht an Euch komme,“ bemerkte von Maras. Seine Begleiter wollten aber in ihrer heitern Laune nichts davon wissen und neckten ihn noch arg mit seiner musikalischen Schwärmerei.

„Wissen Sie auch, meine Herren, daß ich Sie schon in Ihrem Hôtel gesucht habe? Ich kam, Ihnen ein Glück

mitzutheilen und mir Ihr Urtheil über etwas zu erbitten," sagte endlich Graf Trauing, den Gegenstand ändernd. "Ich habe nämlich Serbiglione's prächtige Rappen für den Spottpreis von tausend Scudi gekauft."

"Sie vergessen, dearest count, daß wir eben so wenig die Ehre haben, die Rosse als den Gentleman zu kennen," entgegnete Martins.

"Ach, es ist wahr, Sie sind erst seit drei Tagen hier, und die hiesigen Notabilitäten sind Ihnen daher fremd."

"Gänzlich, die Quadrupedes, so wie die zweibeinigen," bemerkte von Maras.

"Nun, was die Crême der erstern betrifft, die sollen Sie bei unserm nächsten Ausfluge kennen lernen. Ich sage Ihnen, süperbe. Fürst Orsini stand mit mir im Handel, und ist wüthend, daß ich ihm zuvorkam und zweihundert Scudi mehr bot. In einigen Tagen, hoffe ich, wird meine Equipage vollständig hergestellt sein; denn auch wegen eines Wagens sind bereits Anstalten getroffen."

"Wenn die Pferde tausend Scudi kosten, so bin ich noch eben nicht so sehr begierig auf ihre Bekanntschaft. Da haben wir Anderes in England."

"Ich sagte Ihnen ja auch, daß ich keinen Kauf, sondern einen Fund gethan habe. Sie sollen selbst urtheilen, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, mich in meine Wohnung zu begleiten."

"Oder in Ihren Pferdestall, für den Augenblick gleich viel. Eh bien, allons!"

---

## Zweites Kapitel.

Das war ein Leben in Pisa, fast hätte man sich nach diesem lauten Treiben in der Zeitrechnung einige Jahrhunderte zurück versetzen mögen. Ganz wie in der Epoche seiner Freiheitsblüthe wogte und drängte es sich in den Straßen; wie damals schallte von allen Seiten her das Tönen der Freude, und noch schien der Ort, wie einst, mit der Fülle des Reichthums gesegnet. Leider war dies nichts als der glänzende Schein eines gefeierten Tages: es war La Luminari, das weit bekannte und besuchte Volksfest. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich in den Straßen. Alles, was der Ort und die Umgegend zu dieser Zeit von Notabilitäten hatte, zeigte sich heut, umgeben vom Glitter des Luxus. Mit dem Reiz zu sehen und gesehen zu werden, verband sich der einer feurigen, anziehenden Unterhaltung: mit einem Wort, das Leben hatte einen so lachenden Anblick, als sei der Schmerz noch nicht gekannt an dieser Küste, als habe die Sonne sich hier noch nie in den Thränen der Sterblichen gespiegelt. Wohin das Auge sich wendete, überall Glanz und Schönheit; überall wurde das Ohr von fröhlichen Tönen berührt.

Das Glück schien ewig heiter über diesen Gefilden zu schweben, und jedes Antlitz durch seinen Blick verschönert zu lächeln. Die glänzend gefiederte Jugend schwelgte ganz im Genusse des Augenblicks; der Leichtsinn flatterte sorglos im weiten Reiche der Zerstreuung; Eitelkeit und Gefallsucht warfen ihre Netze aus, und wofern sie etwas Raffinement und Naturgabe hatten, fanden auch sie die gewünschte Befriedigung. Es ist wahr, auch der Schmerz getäuschter Hoffnung, verrathner Liebe verbarg sich unter dem Gewande des Frohsinns. Manche von Gram gebleichte Wange war heut mit trügerischem Roth gefärbt. Jedoch bei weitem die Meisten in den hin- und herwogenden Massen gehörten jenen Bevorzugten an, denen das Leben sein süßestes Lächeln verschwendet.

Auch unsere drei jungen Herren, die eben ihre Spazierfahrt nach der Seite des Monte Giuliano richteten, gehörten zu diesen letztern. Schon waren sie in munterm Gespräch an manch schöner Erscheinung vorübergeeilt, als eine Equipage, in welcher sich ein älterer Herr und eine junge Dame befanden, ihre Aufmerksamkeit anzog. „Welch reizende Gestalt! Sehen Sie doch, Graf!“ sagte Maras zu seinem Nachbar. „Hebe im ganzen Schmucke des Frühlings!“

„In der That ein schönes Gesicht,“ bestätigte dieser, indem er sich durch seine Lorgnette versicherte. „Wer mag das sein? Ich kenne doch die meisten unserer aristokratischen Schönheiten am Ort.“

„Vielleicht ist es eine Fremde.“

„Oder die Tochter irgend eines reichen Bürgers,“ bemerkte der Graf etwas wegwerfend.

„Die Natur ist plebejisch, sie folgt bei Vertheilung ihrer Gaben den Doktrinen der Encyclopädisten; sie erkennt weder Verschiedenheit des Standes, noch des Rechtes,“ bemerkte ironisch-trocken Sir Martins.

Die beiden adeligen Herren waren über die Antwort des britischen Roturier einen Augenblick betreten. „Sie sind ein arger Ketzer, das ist bekannt,“ sagte lachend von Trauing. „Aber ich gestehe, in diesem Falle bin ich eben so tolerant wie Sie. Ich habe schöne schwarze Augen noch nie um ihren Stammbaum und ihre sechszehn Ahnen gefragt. Im Gegentheil, ich suche, liebe und genieße das Schöne, wo es sich mir bietet.“

Maras sah ihn während dieser vom Sprecher außerordentlich bewunderten Rede ziemlich bedeutsam und finster an. Dieser aber, von etwas zäher Begriffs- und Combinationsfähigkeit, dachte mit keiner Silbe an das in seinen Worten für Herrn Martins liegende Verletzende, sondern rief dem Kutscher in dem Augenblicke ein donnerndes Halt zu. „Da ist Frau von Serbiglione, ich muß sie sprechen.“ Der Wagen der Signora war indeß herangekommen und die drei Herren hatten sich an denselben begeben. Man begrüßte sich und der Graf stellte seine Begleiter vor.

„Wissen Sie auch, daß Sie eine derbe Zurechtweisung verdienen, Graf, und daß ich die Präsentation dieser Herren durchaus als nicht geschehen betrachte, bis Sie mir dieselben in meinem Hôtel als liebe Gäste zugeführt haben?“ sagte schalkhaft drohend die Dame, die, obgleich über die Lebensblüthe hinaus, nichts weniger als allen Ansprüchen entsagt zu haben schien und immer noch Feuer genug

besaß, um elektromagnetische Funken in Männerherzen zu werfen. Von Trauing schien über die seinen Begleitern zukommende Einladung keineswegs besonders entzückt. Er fürchtete, sich durch dieselben das Feld bestritten zu sehen; denn er interessirte sich lebhaft für die pikante Signora. Man unterhielt sich noch einige Minuten über die nächsten Tagesfragen und trennte sich dann nach den gewöhnlichen Phrasen und Komplimenten.

„Es ist schade, daß wir auf diese Weise die schöne Unbekannte aus dem Gesicht verloren haben,“ sagte von Maras, als sie sich wieder im Wagen befanden.

„Sie fühlen, daß es unmöglich war, Frau von Serbiglione vorüberfahren zu lassen.“

„Wer könnte Ihnen nur so etwas zumuthen, lieber Graf,“ meinte Martins ein wenig höhnisch — er hatte dessen Befangenheit, als die Signora ihren Besuch berührte, sehr wohl bemerkt, und sofort seine Combinationen an diese Bemerkung geknüpft.

„Wenn Frau von Serbiglione auch nicht zu den Liebenswürdigsten gehört,“ fuhr jener mit einer Affektation von Gleichgültigkeit fort, „so dürfte dies doch immer noch nicht zu einer Hintansetzung der gesetzlichen Formen gegen sie berechtigen.“

„Ah, ist sie prüde oder launisch?“ fragte der Brite.

„Alles zusammen.“

„Puh, Sie wollen uns erschrecken und uns die Lust benehmen der reizenden Frau unsere Huldigungen zu Füßen zu legen, aber daraus wird nichts.“

„Ich meines Theils verpflichte mich, nicht in Ihr Gehege zu kommen,“ tröstete Maras.

„Eh bien, der Engländer weicht keinem Volke der Erde in Generosität: auch ich opfere mich Ihrem Glück, und gebe Ihnen dazu noch einen ganz vorzüglichen Rath. Signora Serbiglione ist, sagen Sie launisch, prüde; folglich auch kokett, eitel und exigeante — das findet sich nie einzeln. Fassen Sie sie denn bei ihren, oder bei diesen schwachen Seiten. Lassen Sie alle Minen spielen, stürmen Sie mit dem verschiedenartigsten Geschütz. Demuth, Schmeichelei, Anbetung, Stolz und Härte, lassen Sie alle diese Auxillaires zur gehörigen Zeit operiren und Signora wird docile werden, wie ein Kind.“

„Sie scheinen hinsichtlich der Frauen Ihre Studien gemacht zu haben,“ antwortete der Graf.

„Was wollen Sie anders in London. Wie können Sie mich auch im Reiche des Schönen für einen Neuling halten. Wissen Sie, daß ich das als eine Injurie betrachten könnte?“

„Behüte mich der Himmel vor solch ruchlosem Verdacht,“ erwiederte Trauing, „ich suche in Ihnen im Gegentheil den Prototypus aller derartigen Erfahrungen.“

„Danke, zu viel Ehre; ich beanspruche nur das Jüstemilieu, und bekenne mich noch fern von der Meisterschaft.“

Maras, mit andern Gedanken beschäftigt, beachtete das Gespräch seiner beiden Gefährten seit einiger Zeit nicht mehr, und ließ seine Augen planlos in die Ferne schweifen. „Da ist sie! da ist sie!“ rief er plötzlich mit einer raschen Bewegung.

„Wer?“ fragten gleichzeitig von Trauing und Martins.

„Die schöne Unbekannte!“

„Wir müssen ihr nach und sollten die Pferde stürzen. Schnell jener Equipage nach!“ schrie der Engländer dem Kutscher zu. Dieser ließ sich solchen Befehl nicht eben zweimal sagen, und saus'te wie der wilde Jäger mit dem Gespann davon, ohne jede Vorsicht, ohne jeden Warnungsruf. Indem er jedoch um eine Ecke biegen wollte, veranlaßte seine Unbesonnenheit ein Unglück, das, bei weniger günstigem Zusammentreffen für die im Wagen befindlichen Personen selbst sehr bedenklich werden konnte. Eine alte blinde Frau mit der einen Hand auf einen Stab gestützt, in der andern einen Korb mit Blumen haltend, die sie zum Verkauf bot, wurde von den Rädern erfaßt und zu Boden gerissen. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Der Kutscher aber, um den widrigen Folgen seines Fehlers zu entgehen und seinem Herrn wo möglich Unannehmlichkeiten zu ersparen, riß mit verdoppelter Heftigkeit in die Zügel, so daß der Ort des Ereignisses bald weit hinter ihnen verschwand. Was die früher vor ihnen hin eilende Equipage betrifft, so schien diese seit der unheilvollen Ecke wie von der Erde verschlungen.

Man eilte von allen Seiten herbei: theils um der Unglücklichen beizustehen, theils um seine Neugierde zu befriedigen, und in wenigen Minuten hatte sich ein dichter Kreis um sie her gebildet.

„Was hat's hier?“ fragte ein Mann, der ein Bund Schlüssel, Zange und Hammer trug, indem er sich einen Weg durch die Menge bahnte.

„Es ist eine blinde Frau überfahren worden.“

„Die Aermste ist jämmerlich zugerichtet,“ sagte ein Zweiter.

„Was ist das einem Edelmann, ob seine Pferde jemand aus dem Volke zertreten?“ bemerkte ein Anderer.

„Es war also der Wagen eines Vornehmen, der das Unglück verursachte?“ sprach mit dumpfer Stimme der Mann mit den Schlosserwerkzeugen.

„Ja, der Karren war an den Seiten mit allerlei bunten Fratzen bemalt, die sie Wappen heißen, und der Bediente trug einen scheckigen Anzug mit Goldtressen.“

„Und er kümmerte sich nicht um die Verwundete? Warum zwangt Ihr ihn nicht, etwas für sie zu thun? — Wie lange wollt Ihr Euch noch von den Bestien dieser Aristokraten zerstampfen lassen? Sind wir ihnen nicht gleich? Fließt in unsern Adern nicht eben so rothes heißes Blut, wie in den ihren? Haben wir kein Gefühl für die Verachtung, mit der sie uns niederdrücken? Wie lange werden sie noch ungestraft über den Armen hinschreiten.“

„Was konnten wir im Augenblick thun, Gherardo? Es war unmöglich dem Wagen zu folgen,“ antwortete einer der Umstehenden.“

„Hätten wir die Bursche in die Hände bekommen, dann wäre es nicht so ohne mit ihnen abgegangen; wir hätten sie wenigstens geviertheilt, sie und ihren bemalten Karren,“ drohte einer der frühern Sprecher.

„Nun, wenn Ihr Euch nicht an diesem rächen könnt, so rächt Euch an der ganzen Race. Sie muß ausgerottet

werden; sie mästet sich lange genug vom Schweiße des Volkes," fuhr Gherardo fort.

"Warten wir, Brüder, die Stunde wird schlagen," rief ein ältlicher bleicher Mann, auf dessen Gesicht die Erfahrung bereits mit ernsten Zügen geschrieben hatte.

"Sie wird erscheinen," wiederholte der Andere. Er war der Unglücklichen während dem näher getreten. "Mutter Brighitta!" rief er schmerzlich. "Sie ist also wieder Blumen verkaufen gegangen; ich hatte es ihr doch verboten." Er bückte sich, erhob ehrfurchtsvoll das blutende Haupt seiner alten Freundin und trug sie zum nächsten Brunnen, wo er sie durch Waschen mit frischem Wasser wieder zu beleben suchte. Dies wollte jedoch nicht gelingen, und wahrscheinlich würde er sich noch lange vergeblich gemüht haben, wäre ihm nicht ein wirksamer Beistand zu Hülfe gekommen. Aus einem nahen Hôtel trat nämlich eine junge Dame, gefolgt von einigen Bedienten und einer bejahrten Kammerfrau. Die Menschenmenge, die Gherardo nachgezogen war, zog sich schweigend zurück, um dem lieblichen Mädchen, dessen Antlitz die Reinheit einer Heiligen verklärte, Raum zu geben.

"Was ist der guten Frau geschehen?" fragte sie mit bewegter, weicher Stimme.

"Sie ist überfahren worden," antwortete finster Gherardo.

"Nun, so bedarf sie wohl eines wirksamern Beistandes, als des Wassers, der ihr hier nicht werden kann. Antonio! Vincenzo!" wendete sie sich zu den Dienern, "tragt die Unglückliche ins Haus, in mein Zimmer; Du, liebe Eli-

sabetta, sorge schnell für einen Wundarzt; ich werde das im Augenblick bei der Kranken Nöthige selbst besorgen.“

„O, Sie sind sehr gut, Signora!“ rief Gherardo, von dessen Gesicht auf einmal jede Spur von Groll verschwunden war.

„Kennen Sie die Frau?“ wendete sich das Fräulein zu dem Manne aus dem Volke.

„Ich war als Kind bei ihr in Pflege.“

„So werden Sie wohl so gut sein und mich begleiten, um uns nähere Aufschlüsse über dieselbe zu geben.“

„Sehr gern.“

Die Lakaien hatten die Verwundete indeß aus Gherardo's Armen genommen und trugen sie unter das ihrer harrende gastliche Dach. Gherardo kehrte nach einiger Zeit zu der noch immer neugierig wartenden und gaffenden Menge zurück. In dem Augenblick entstand unter derselben ein fürchterlicher Tumult. Der bunte Knäul zog sich schreiend um ein eben zugetretenes Individuum zusammen — niemand anders, als von Maras, der, sobald ihm dies nur möglich geworden war, den Wagen verlassen hatte, um sich auf den Unglücksplatz zu begeben und das Geschehene wenigstens einigermaßen zu vergüten. — „Das ist er! Das ist einer der Bösewichter, die glauben, die Armen seien schlecht genug, um unter den Hufen ihrer Pferde zertreten zu werden.“

„Nieder mit ihm!“

„Ja, er büße für das Blut der unglücklichen Blinden, die unter den Rädern seines Wagens zerquetscht wurde. Rädern wir ihn mit Schlägen!“ so schrie man, von allen

Seiten auf den jungen Mann mit geballten Fäusten und gehobenen Stöcken eindringend. Er stand unbeweglich.

„Ihr irrt Euch: ich bin nicht der Besitzer jener Equipage, die den eben geschehenen Unfall verursachte; ich befand mich nur zufällig darin,“ sagte er mit ruhigem und freundlichem Tone.

„Es ist nicht wahr; er lügt; er will uns entwischen.“

„Nieder con questo cane tedesco!“ brüllte man noch stärker.

„Thut, was Ihr denkt, — so viel aber werdet Ihr einsehen, daß, hätte ich Unannehmlichkeiten entgehen wollen, ich nicht hierher gekommen wäre.“

„Er hat Recht,“ sagte Gherardo, der eben näher trat.

„Obgleich ich das Unglück nicht verschuldete, so würde es mir doch angenehm sein, Euch zu überzeugen, daß ich in der Absicht hierher kam, mich nach der Verunglückten zu erkundigen und nach meinen besten Kräften für sie zu sorgen.“

„Sie ist schon in guter Pflege; eine junge Dame hat sie bereits bei sich aufgenommen. Ihr hättet das Prachtgemach und das seidene Bett sehen sollen, in das man sie legte,“ sagte Gherardo zur Versammlung. „Die arme Brighitta wird sich im Himmel glauben, wenn sie erwachen wird.“

„Wenn ich im Augenblick nichts für die Frau thun kann, so wird mir vielleicht Jemand sagen können, unter welchem Namen und wo ich sie später finden kann.“

„Das will ich gern,“ antwortete Gherardo, vortretend. „Ich sorge wohl sonst für sie, so gut es geht; sie wird

jedoch nach einer solchen harten Niederlage gewiß Stärkungsmittel bedürfen, zu deren Herschaffung mein Hammer, so rüstig er ist, nicht hinreichen möchte."

"Es soll ihr nichts fehlen," versicherte Maras.

"Nun, so kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, ein Stückchen mit mir; ich will Ihnen das Haus am Ende des Seitengäßchens sogleich zeigen. Einstweilen residirt sie zwar in jenem Palaste uns gegenüber."

Die beiden Männer gingen sofort die Straße hinab, begleitet von einem Beifallsgemurmel.

## Drittes Kapitel.

Vor einem unscheinbaren Hause in einer der engern Gassen von Pisa, in denen nur die bitterste Armuth ihr Domicil aufzuschlagen pflegt, stand eine Equipage, an deren Schlage ein Diener sich mit einem schlichten Volksmanne unterhielt, indem er die Rückkehr seiner Herrschaft zu erwarten schien. Mehre Personen, besonders Kinder, standen an den Thüren der benachbarten Gebäude und betrachteten mit ehrfurchtsvollem Staunen die in diesem Stadttheil unerhörte Erscheinung eines herrschaftlichen Wagens. Es war auch ein Ereigniß; denn wie selten verirrt sich der Reiche in den Aufenthalt der Dürftigkeit. Der Anblick des Elends verletzt sein ästhetisches Gefühl, seine Nerven, und er hält sich davon entfernt, wo er nur kann. Sehr natürlich. Der Vorwurf, daß er gewissenlos die Früchte der sozialen Ungleichheit im Uebermaße genießt, daß er durch sein Streben Abgrund und Höhe der Gesellschaft immer schroffer hervortreten läßt, müßte ihn zu störend berühren. Also fern von ihm das darbende Volk, dessen hohle, hungerbleiche Wangen seine Prassereien anklagen würden. Der Eigenthümer des eleganten

Wagens, so wie Franz von Maras, der eben vor dem bezeichneten Hause ankam, schienen allerdings von dieser traurigen Regel eine ehrenvolle Ausnahme zu machen.

„Ah," rief der junge Mann dem mit dem Diener angelegentlich sprechenden Individuum zu, „ah, da seid Ihr ja! Die Frau wohnt also schon hier? Ich erfuhr in jenem Palast, daß sie sich besser befinde und bereits in ihre Wohnung zurückgekehrt sei."

„Nun ja, es geht ihr wohl etwas besser. Im Grunde hat sie sich aber nur deshalb mit aller Kraft aufgerafft, um der guten Herrschaft nicht länger zur Last zu sein."

„Wollt Ihr so gut sein und mich zu ihr führen?"

„Sehr gern, lieber Herr." Man stieg in den fünften Stock eines Hinterhauses, über dessen schmale, erbärmliche Treppen man eine wahrhaft halsbrechende Escalade zu bestehen hatte. „Treten Sie nur hier hinein; das gnädige Fräulein ist zwar eben drin, das schadet aber nichts, da Sie ja wohl auch ein Herr von Stande sind," sagte Gherardo, die Thür der Bodenkammer öffnend, in der die Blinde schon seit langen Jahren ihr trübes Dasein hinschleppte. Maras trat ein, und vor ihm stand die reizende Unbekannte, die vor einigen Tagen auf dem Wege nach dem Monte Giuliano wie eine flüchtige Erscheinung an ihm vorübergeflogen war.

„Nun haltet Euch gut, Frau Brighitta, ich werde für eine Wärterin sorgen, die Euch alles Nöthige reiche," sprach sie sanft zu der Kranken gebeugt, indem sie ihre Hand faßte.

„O Signora, wie gut sind Sie!“ erwiederte diese bewegt.

„Nicht doch, das ist ja Pflicht und mehr als das, es ist Glück Andern des Lebens schweres Loos zu erleichtern. Sprecht mir also von dergleichen nicht mehr. Pflegt Euch nur, damit, wenn ich wiederkomme, ich Euch in Euren Kräften schon recht fortgeschritten finde.“ Sie grüßte von Maras mit feinem Anstande und entfernte sich mit der sie begleitenden Kammerfrau.

„Mutter Brighitta, ich bringe Dir einen zweiten Besuch,“ sagte Gherardo, der nun mit Maras den Platz am Krankenbette einnahm, den die schöne Dame eben verlassen hatte.

„Ja, meine gute Frau, ich komme Euch zu sagen, daß der Euch zugestoßene Unfall mir großen Kummer verursacht, und daß ich alles aufbieten werde, Euch denselben so viel als möglich vergessen zu machen.“

„Gott lohne Ew. Gnaden dieses fromme Mitleid: aber Sie hörten, jener Engel, der mich eben verließ, überschüttet mich mit Wohlthaten.“

„Die Signora wird mir sicher gestatten, Euch auch meinerseits meine Theilnahme irgendwie zu beweisen, um so eher, da mir, einem Augenzeugen Eures Unglücks, Euer Schicksal lebhaft am Herzen liegt.“

„Heilige Jungfrau, mit welchen Gnaden überschüttest Du mich, eine elende Magd, indem Du mir so edle Herzen zuwendest!“ rief die Blinde, indem einige Thränen aus ihren erloschenen Augen rollten.

„Habt Ihr nicht in Eurem Alter, in Eurer Hülflosig-

keit den heiligsten Anspruch auf den Beistand Anderer? Wenn jene Dame für den Augenblick die Sorge für Euch übernommen hat, so sei es mir vergönnt, Eure Zukunft zu sichern. Ich übergebe Euch hier in Gegenwart dieses braven Mannes eine Summe, deren Zinsen für Eure bescheidenen Bedürfnisse genügen werden."

"Gott! Gott! so vieler Barmherzigkeit bin ich ja nicht würdig. Wie soll ich danken!"

"Sie handeln brav, sehr brav, mein Herr. Möchten alle Vornehmen Ihnen gleichen und der Signorina Serbiglione," sagte Gherardo ernst. "Um Ihretwillen kann man vielen ihre Härte verzeihen. Wollte doch Gott um funfzig Gerechter willen Sodom verschonen."

Maras konnte sich bei dieser naiven Anspielung eines Lächelns nicht erwehren. "Sagen Sie, die Dame, die ich eben hier sah, gehört zur Familie des Herrn von Serbiglione?" fragte er mit all der Lebhaftigkeit, welche der höchst interessante Gegenstand der Frage in ihm erregte.

"Sie ist seine Tochter," antwortete Gherardo.

"Und denken sich Ew. Gnaden, ungeachtet dieses hohen Standes hat sie mich selbst gepflegt und gewartet, wie eine niedere Krankenwärterin; in ihr Zimmer hat sie mich aufgenommen, und auf seidenen Polstern haben meine Glieder geruht. Immer war sie in meiner Nähe mich zu trösten und zu erquicken, dieser Engel des Himmels. O sie muß schön sein, wie eine Verklärte, denn schon ihre Stimme ist so lieblich, wie die einer Heiligen," sagte begeistert Brighitta.

"Ja, sie ist schön, wie ein Engel!" wiederholte ihr

Pflegesohn mit glühendem Blick und Ausdruck, und in tausendstimmigem Echo tönten diese Worte aus Maras Seele zurück. — In der That, Beatrice von Serbiglione war lieblich und hehr, wie die Lilie, deren reines Antlitz frei zum Himmel emporblickt. Ihr ganzes Wesen, wie eine Harmonie, die Augen und Verstand gleichzeitig entzückte. Das Weib im Glanze der Jugend und Schönheit, geschmückt mit jenem Geistesadel, zu dem es sich so leicht zu erheben vermag, ist der Schöpfung herrlichstes Werk. Doch selbst ohne den Nimbus der Idealität, dann selbst, wenn es schlicht und wahr sich giebt mit seiner tiefen innigen Empfindung, steht es immer noch auf einer bedeutenden sittlichen Höhe. Jeder Selbstsucht fremd, opfert es sich mit seinem Gefühl, seinem Streben der ihm vorschwebenden Idee. Ueberall, wo es Hülfe gilt und Trost und Liebe, da tritt es hervor mit dem opfermuthigen Herzen. Es entsagt Allem, der Hoffnung, dem Glück, es erträgt Mühen und Elend für das, was es sich als höchstes Ziel seines Lebens stellte. An der Wiege, am Schmerzenslager, am Sterbebett waltet liebend das Weib, das oft verhöhnte, schwer gekränkte Weib. Der Mann aber, beherrscht von Ehrgeiz oder Genußsucht steht kalt berechnend im Leben. Er selbst zunächst ist sich Zweck und Ziel, und erst weit hinter dem eigenen Wohlsein kommt ihm das Glück Anderer. Selten nur ist er fähig, sich anspruchslos für einen außer ihm liegenden Zweck zu opfern. Leitet ihn nicht das Interesse eines materiellen Vortheils, so bestimmt ihn die Aussicht auf öffentliche Anerkennung, die seinem, oft von so zweifelhaften Motiven

angeregten Streben häufig sehr leicht zutheil wird. — Das Weib mit den Opfern seiner Hoffnungen, seines Glückes, seines Lebens, es rechnet, es darf auf keinen äußeren Beifall rechnen, gut genug, wenn es nicht als einfältige Schwärmerin verspottet wird. Die äußere Gesellschaft ignorirt das Weib. Täuschen wir uns nicht über die Resultate der Civilisation und der fortschreitenden Wissenschaft: so weit wir dieselben entwickelt wähnen, so sind wir immer noch nicht über den Standpunkt der Sklaverei hinaus. Die Hälfte der Bevölkerung aller der hochcivilisirten Staaten ist von derselben wenig mehr, als in seiner Existenz anerkannt. Höchstens das Gesetz wendet sich dann und wann gegen das Weib — strenger oft, als gegen den Mann. — Warum? — Weil — Männer das Gesetz machten. — Das Recht hingegen bleibt ihm versagt. Obgleich es arbeitet und in den engern Kreisen der Gesellschaft rastlos strebt und treu und gewissenhaft die Hälfte der Lebenspflichten hinnimmt, dennoch gesteht ihm der Staat keine Berechtigung zu, wenigstens keine viel höhere, als die einer Sklavin. Wenn aber das Weib gleich befähigt ist, wie der Mann — was wohl die größten Egoisten nicht füglich mehr bezweifeln können — warum ihm nicht gleiche Rechte, gleiche Freiheit zuerkennen, wie dem Manne? In der That, noch nie hat es, weder da, wo es in der Geschichte als entscheidende Figur auftrat, noch im engern Wirkungskreise durch sein Handeln eine Unfähigkeits- oder Unmündigkeitserklärung hinsichtlich seiner begründet; eben so wenig, als der gegenwärtige Standpunkt der politischen und sozialen Verhältnisse für

die ausschließliche höchste Befähigung des Mannes entscheidet. Wahrhaftig, man möchte in derselben schwer die Ergebnisse einer höheren physischen und sittlichen Kraft erkennen. Vielleicht, daß manches besser wäre, daß die Gesellschaft unter weniger Uebeln und Lasten seufzte, hätte das umsichtige, liebende, zartfühlende Weib frei seinen Einfluß üben dürfen auf das Schicksal der Völker. Die Herren wollen sich nicht ängstigen wegen dieser ausgesprochenen Voraussetzung. Wir wollen keine Ministerinnen und Staatsräthinnen. Das Weib gehört seiner natürlichen Bestimmung nach in die Sphäre der Familie, und kann daher an den Verwaltungsgeschäften keinen thätigen Antheil nehmen. Es darf jedoch fordern, daß ihm das Recht der Berathung, das Stimmrecht in allen Zweigen der Gesetzgebung gewährleistet sei, welche für das Gesammtwohl wichtige und einflußreiche Einrichtungen betreffen. Jeder Staat, jede Gesellschaft, die dem Weibe diese ersten staatsbürgerlichen Grundrechte nicht garantiren, sind der Rechtsachtung entfremdet, und stehen, trotz aller Flitterbildung, dem barbarischen Zustande näher, als dem der Gesittung.

Doch wir unterbrechen unsere Apologie, da wir von derselben in der Gegenwart, in der ja das Faustrecht, oder feiner, das Recht des Stärkeren noch so entscheidend geübt wird, durch dieselbe kein Resultat erwarten dürfen. Auch sind wir außerdem überzeugt, daß nicht Vertheidigungsreden das Weib in den Besitz der ihm gebührenden Rechtsgleichheit setzen mögen, daß es sich selbst in edlem Streben nicht nur zum Bewußtsein dieser Rechtsgleichheit,

sondern zu deren Verwirklichung erheben muß. Dieser Fortschritt ist allerdings schwer: er kann sich nicht durch die Kraft des markigen Armes und des Eisens vollbringen. Das Weib kann allein durch sittliche Kraft und Würde seine Selbstständigkeit erringen. Es strebe denn auch nach diesem herrlichen Ziele.

Nachdem von Maras noch eine Zeitlang in Brighittens ärmlicher Kammer verweilt und sich an dem der lieblichen Beatrice gespendeten Lobe gelabt hatte, entfernte er sich mit dem Versprechen einer baldigen Rückkehr, wozu die Hoffnung, das reizende Mädchen vielleicht zu treffen, wohl das Ihre beitrug. Sein nächster Weg war zu dem Grafen Trauing.

„Ich komme einen Sturm zu geben, mein Lieber," sagte er lachend bei seinem Eintritt.

„Und warum, wenn ich fragen darf, werde ich in Belagerungszustand erklärt?"

„Um Sie an Ihr Frau von Serbiglione gegebenes Wort zu mahnen."

Trauing schien diese Mahnung wenig gelegen zu kommen, denn er zog ein Gesicht, als verschlucke er eben einen Löffel Aloeessenz oder eine Asafötidapille. „Es ist wahr, ich versprach Sie vorzustellen."

„Was ich Sie möglichst bald zu thun bitte. Denken Sie sich, jener bei der Zurückkunft von unserer letzten Spazierfahrt begegnete Unfall hat mir die Bekanntschaft des schönen Fräuleins von Serbiglione verschafft, ein Glück, dessen ich mich doppelt freue, weil es mir durch Sie, mein Theurer, möglich ist, dasselbe ferner zu genießen."

„Ach so, Sie interessiren sich also für die Signorina?“ fragte der Graf aufathmend; denn schon hatte er einen Augenblick für seine Neigung, die der Signora Mutter huldigte, gefürchtet.

„Nur ein Stein könnte dieses Wesen ohne Theilnahme sehen.“

„Machen Sie mir meine Gleichgültigkeit nicht zum Vorwurf. Ich habe Fräulein Beatrice, die bis jetzt im Kloster erzogen wurde, nie gesehen.“

„Nun, so erwarten Sie das Herrlichste zu erblicken.“

„Sie machen mich in der That neugierig. Zum Glück ist heut' musikalische Akademie dort und wir können uns den Genuß des Anblicks nach Wunsch gewähren. Ich werde Sie also um neun Uhr abholen.“

„Und ich werde Sie mit Ungeduld erwarten.“

„O, ich kenne die Heftigkeit Ihrer Empfindungen,“ sagte Trauing spöttelnd. Sie wissen, die Sängerin, die Sie trotz einer megärischen Häßlichkeit lieben zu wollen wetteten, interessirte Sie auch nicht wenig.“

„Sie sind boshaft, Trauing. Ich dächte doch artig genug gewesen zu sein, mich für die Mutter und nicht für die Tochter zu entscheiden.“ Dies sagend, grüßte er und ging. Die Verlegenheit war nun auf Trauing's Seite.

## Viertes Kapitel.

Wir schmeicheln uns, dem Leser, besonders, wenn er ein lebensfroher junger Mann ist, nicht eben unangenehm zu sein, indem wir ihn in das Toilettenzimmer einer ganz allerliebsten pikanten Frau führen, wo es ihm ja allein möglich sein dürfte, die Natur in ihrer wahren Erscheinung zu belauschen, eine jedenfalls unschätzbare Erfahrung; denn welcher Kunstsinn uns auch sonst beseele, hinsichtlich der Frauen bekennen wir uns unwiderruflich zu dem Grundsatze, daß die Natur, wahr und gehaltvoll, hoch über allen künstlichen Schönheitsversuchen stehe. Gewiß, selbst der ausgemachteste, in Idealen und Illusionen schwebende und lebende Schwärmer sucht in diesem Gebiet nur Realität. Jedenfalls erwerben wir uns also Anspruch auf Erkenntlichkeit, wenn wir den Leser in jenen Tempel der Wahrheit einführen, in dem er nicht, wie der forschende Jüngling zu Saïs, im Schrecken der Enttäuschung den Tod, sondern eine wirklich lebensfrische, schöne Frau findet. Signora di Serbiglione, obgleich fast seit einem Jahre majorenn, dürfte das Prädikat der Liebenswürdigkeit im vollsten Sinne für sich beanspruchen. Da die Situation der Dame

mit ihrem Manne en tête-à-tête eine durchaus gleichgültige ist, so enthalten wir uns aller detaillirten Schilderungen, zu denen wir uns im Verlauf unseres Werkes ohnehin durch die Umstände noch genöthigt sehen werden, indem wir es fremder Phantasie überlassen, sich von der genannten Person ein genaueres Bild zu schaffen.

„Ich hoffe, Sie werden sich heut' gütiger gegen den Grafen zeigen, als bei der letzten Soirée," sagte Herr von Serbiglione mit dem Ausdruck der Zurechtweisung.

„Ich wüßte nicht, was mein Betragen gegen Herrn von Trauing noch wünschen ließe. Ich sollte meinen, ich langweilte mich genug mit diesem einfältigen Deutschen," entgegnete die Signora verstimmt.

„Sie werden sich jedoch erinnern, meine Liebe, daß das Verhältniß zu diesem Herrn sich weder auf Ihre Lang- noch Kurzweil, sondern auf unsere finanziellen Umstände zu beziehen hat. Sie erinnern sich wohl des bei unserer Verheirathung getroffenen Abkommens. Sie erinnern sich, daß ich Sie aus Mailand von der Bühne des Theaters della Scala als meine Gemahlin hierher führte, ungeachtet Ihrer Armuth und meiner zerrütteten Vermögensverhältnisse."

„Die Parthie war allerdings sehr ungleich," bemerkte Madame ironisch.

„Keine Anspielungen, wenn's beliebt. Wenn ich in vorgerücktem Alter stehe, so wird man mir wenigstens zugeben, daß ich nicht durch Zudringlichkeit belästige." Frau von Serbiglione lächelte verächtlich. „Im Gegentheil, Sie genießen die volle Freiheit einer Frau von Stande."

„Ihre mir vorhin hinsichtlich des Grafen gemachte Bemerkung hatte eben keinen besonders freien Anstrich.“

„Da unsere zerrütteten Finanzen mich nöthigen, auf Ergänzungsquellen zu achten, so werden Sie es natürlich finden, daß ich einen reichen und freigebigen Cavalier, wie Signor Trauing, Ihrer besondern Aufmerksamkeit empfehle. Ich glaube, darüber haben wir uns hinlänglich verständigt, daß diese wohlhabenden Fremden eines der ergiebigsten Subsistenzmittel für uns sein müssen. Wenn man sich so gut auf den Luxus versteht, wie Sie, dann ist es auch billig, daß man seinen Theil zu dessen Erhaltung beitrage. Ich habe Sie über Ihre Stellung in meinem Hause nie getäuscht, und Sie von Anfang an besonders verpflichtet, in demselben den Fremden die Honneurs mit Benutzung des ganzen Vortheils Ihrer angenehmen Persönlichkeit zu machen.“

„Oder mit andern Worten, mich Ihrem Eigennutze zur Verfügung zu stellen.“

„Sie schienen mir bisher nie sehr unglücklich über diese Einrichtung.“

„Weil keine Ihrer früheren Bekanntschaften so lästig war, wie dieser Trauing.“

„Man muß sich in das Unabänderliche fügen. Es wird Ihnen sicher gar nicht so zuwider sein, wenn Sie erfahren, daß der Pinsel von Tedesco unsere alten Rappen zu einem fürstlichen Preise bezahlt hat.“

„Ich habe davon doch immer nur die Unannehmlichkeit, in meinen Anordnungen beschränkt zu sein, da ich gewöhnt bin, eine Equipage zu meiner Disposition zu haben.“

„Es wird nur von Ihnen abhängen, über die des Grafen zu bestimmen und sie bei seiner Abreise von hier als Geschenk von ihm zurück zu erhalten. Ich weiß nicht, was Sie gegen diesen gemüthlich-anspruchslosen Menschen einzuwenden haben. Bringen Sie doch einzig und allein die Spielverluste in Anschlag. Er spielt unübertrefflich schlecht und verliert regelmäßig jede Parthie gegen mich."

„Es ist wahr, die Zechinen fließen bei ihm, als wäre er der Besitzer des Goldlandes. Er sprach neulich von einem zu machenden Ankauf von Gemälden. Wie wäre es, wenn wir seine Wahl auf die unsern zu lenken suchten?"

„Das ist eine ausgezeichnete Idee, die Sie da haben. Ich werde die besten dieser alten Sudeleien aus der Rumpelkammer herunterbringen und säubern lassen."

„Sie können im rothen Saale aufgestellt werden. Die Farbe der Tapeten und das dort herrschende zweifelhafte Licht werden dem Effekt solcher Kunstprodukte nur günstig sein."

„Ah, sieh' da, nun werden Sie ganz vernünftig und liebenswürdig, cara Lucia. Sie übernehmen es wohl, dem Haushofmeister sofort die nöthigen Befehle wegen des weitern Arrangements zu geben. Meinen Sie nicht auch, daß wir unser Vorhaben sogleich ins Werk setzen?"

„Wenn dies heut' Abend geschehen soll, so muß es auf eine jedem Schein der Absichtlichkeit ferne Weise eingerichtet werden, und zwar so, daß nur eben die Aufmerksamkeit des Grafen, die seine allein nach unsern Wünschen angeregt werde."

„Versteht sich. Vor geübten Blicken dürften wir leicht mit unsern Herrlichkeiten und Plänen zu Schanden werden."

„Lavinia kann sie ihm zeigen."

„Vortrefflich!"

„Sie ist ein Kind und hinsichtlich ihres Kunstgeschmacks nicht zurechnungsfähig. Sollte es sich auch herausstellen, daß der Graf wirklich etwas von Malerei versteht, so kann uns weder das Ridicüle der Unwissenheit noch eigennütziger Absicht treffen, weil ja nicht wir, sondern ein sechsjähriges Kind ihn zur Rundschau unserer Gemäldesammlung veranlaßte."

„Ganz einverstanden. Die Sache ist also erschöpft."

„Nicht so ganz: es bleibt uns noch der Abschluß des Geschäftes wegen unsers beiderseitigen Antheils. Welche Tantième erhalte ich bei bewerkstelligtem Kauf?"

„Nun, wie sonst gewöhnlich, ein Drittel."

„Für dies Mal kann ich mich mit dem Etat nicht begnügen, da mir in dieser Angelegenheit unbedingt die größere Mühwaltung zufällt."

„Mag sein, aber ich bin Besitzer der zu veräußernden Gegenstände. Wie viel verlangen Sie?"

„Die Hälfte der gezahlten Summe, und keinen Soldo weniger."

„Nun, ich will gentil sein. Ordnen Sie nur Alles aufs beste."

„Ehe wir uns trennen, noch Eins: Sie wissen, unser Silbergeschirr ist noch bei Maletti — wenn wir aber heut' Abend die Akademie bei uns geben wollen, so wird Ihnen

einleuchten, daß wir desselben hier bedürfen. Sie sind daher wohl so gütig, für die Einlösung zu sorgen.“

„Was wir im Hause haben, genügt für die Aufnahme einer bedeutenden Anzahl Gäste.“

„Höchstens für fünf und zwanzig Personen.“

„O verdammt!“

„Nach der Zahlung des Grafen können Sie doch unmöglich in Verlegenheit sein.“

„Ich kann von den tausend Scudi auch nicht einen Soldo entbehren.“

„Das wäre arg.“

„Wahrhaftig.“

„Nun, so muß die Soirée unterbleiben und die Einladungen zurückgenommen werden. Das wird Aufsehen machen.“

„Sie sind plötzlich krank geworden.“

„Und das Projekt mit den Gemälden wird aufgeschoben, der Besuch des Grafen abgewiesen! Mir um so lieber —“

„Nicht doch, nicht doch!“ beschwichtigte Herr von Serbiglione. „Ich muß ein Auskunftsmittel finden aus diesem Dilemma. — Ha, nun habe ich's!“ rief er nach einigem Sinnen. „Ich schicke Maletti augenblicklich eine Einladungskarte. Man wird sich durch solche Ehre ungemein geschmeichelt fühlen und mit Freuden zusagen. Eine Stunde darauf wenden Sie sich im Vertrauen durch ein verbindliches Billet an Signora Maletti besonders, in dem Sie dieselbe ersuchen, Ihnen das fragliche Silbergeschirr für diesen Abend, der zur Feier eines wichtigen Familienfestes

bestimmt sei, zu überlassen. Ich stehe für den Erfolg. Dies Bürgervolk, das ist so eitel und thut Alles, was man will, um sich einmal in einem aristokratischen Zirkel zu bewegen."

"Wo denken Sie hin? Was würde man sagen, wenn wir eine Kaufmannsfamilie aufzunehmen wagten! Die gute Gesellschaft würde unserm Hause auf immer verachtend den Rücken wenden."

"Fürchten Sie nichts. Bei jedem Andern, ja; nur nicht hinsichtlich Maletti. Er steht zu den meisten Edelleuten des Orts und der Umgegend in eben so freundlichen Geschäftsbeziehungen, als zu uns; Jeder wird also, wie wir — wenn auch mit einer kleinen Grimace — gute Miene zum bösen Spiel machen."

"Ich füge mich nur Ihrem Willen. Sie mögen übrigens für die Folgen einstehen."

"Herzlich gern, carissima mia. Also auf diesen Abend." Herr von Serbiglione verließ seine Gemahlin nach einem höchst graziösen Handkusse.

Der Leser, hoffen wir, hat durch die vorstehende Unterhaltung Gelegenheit gehabt, das zwischen den beiden Gatten bestehende Verhältniß genauer zu überblicken und sich hinsichtlich ihrer bereits ein Urtheil zu bilden. Wir wiederholen daher nur in flüchtiger Andeutung, daß Herr von Serbiglione, ein alter ruinirter Roué, die Heirath mit der reizenden Lucia Antonetti als letztes Hülfsmittel für die Sicherstellung seiner zweifelhaften Existenz erfaßt hatte. Da er bei seinen vorgerückten Jahren und zerrütteten Umständen bei der Wahl seiner zweiten Frau —

er war Wittwer — jedem Anspruch auf Vermögen entsagen mußte, war er so klug, seine Speculation auf die äußeren Vorzüge seiner Gemahlin zu richten. Diese übernahm auf seinen Wunsch sehr gern die ihr längst geläufige Rolle, die nämlich, Fremde in ihre Nähe zu locken und ihre Unerfahrenheit auf die ergiebigste Weise auszubeuten. Der eben in den Netzen dieser geldlüsternen Spinne zappelnde Graf Trauing war leider nicht der erste der bethörten und gerupften Zugvögel. Schon mancher hatte sich vor ihm ihrer Protektion erfreut und das Glück gehabt, ihr als Cavaliere servante den Shwal nachzutragen. Die Fremden waren entzückt, sich das Haus einer so angenehmen schönen Dame geöffnet zu sehen und durch sie Zutritt in den ersten Familien von Pisa zu finden. Die hohe Welt, nach einigem verächtlichen Grollen wegen der Mesalliance ihres Standesgenossen, hatte, gewonnen durch den guten Ton der Signora und ihre allerliebsten Feste, sich mit ihr ausgesöhnt und sie großmüthig in ihre Kreise aufgenommen, wohin es ihr dann leicht war, die durch ihren Mann ihr zugeführten Bekanntschaften mit allem Decorum einer Dame von Stande einzuführen. Sie war so zu sagen das Medium, durch welches mit guten Wechseln versehene Reisende sehr bald in den Zirkeln der guten Gesellschaft heimisch werden konnten.

## Fünftes Kapitel.

„Ah, da bist Du ja, lieber Graf!“ rief die kleine Lawinia dem eben in den Corridor des ersten Stockwerks tretenden Trauing zu, indem sie sich mit kindlicher Fröhlichkeit an seinen Arm hing.

„Wer ist die kleine liebliche Fee?“ fragte von Maras seinen Begleiter.

„Die jüngste Tochter der Signora di Serbiglione.“

„Eine gute Vorbedeutung, schon beim Eintritt von einer so angenehmen Erscheinung begrüßt zu werden,“ bemerkte Sir Martins, der, wie wir wissen, auf jener Spazierfahrt ebenfalls eine Einladung von der Dame des Hauses erhalten hatte. Die Kleine war in der That allerliebst; mehr anmuthig und leicht, als schön.

„Das ist sehr hübsch, daß Du endlich kommst; damit Du auch noch etwas hörst von der Akademie: denn sie hat längst angefangen,“ schwatzte sie ungezwungen weiter, ohne auf die beiden fremden Herren zu achten, und bemühte sich, Trauing mit sich fortzuziehen.

„Nein Kind, nicht hier, nach dem linken Flügel; dort

ist ja der Musiksaal," sagte dieser, nach der entgegengesetzten Seite deutend.

Lawinia aber, eingedenk der jüngst erhaltenen mütterlichen Weisungen, wußte ihren Willen auf ganz bestimmte Weise geltend zu machen. "Ei, wir können auch hier gehen. Merkst Du denn gar nicht, daß ich etwas Gutes mit Dir im Sinne habe?"

"Und was, kleiner Liebling?" fragte der Graf.

"Nun, ich will Dir einmal die Bildergallerie zeigen, die Du gewiß noch nicht gesehen hast."

"Es ist wahr."

"Siehst Du. — Wenn wir hier eintreten, so müssen wir durch dieselbe passiren, um nach den Gesellschaftzimmern zu kommen."

"Dürfen wir Herrn von Trauing begleiten, holde Grazie?" bat mit komischem Anstande von Maras.

"Warum nicht? Es ist ja ganz gleich, ob ich die schönen Bilder dem Grafen allein, oder Mehren zeige." Und nun zog sie Trauing in ungestümer Eil mit sich fort, den beiden Andern voran.

"Gott verdamm mich," sagte der Brite zu Maras, mit dem er etwas hinter dem Grafen zurück war — "so was habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen; wenigstens nicht unter dem Titel einer Bildersammlung. Das nur mit solchem Anspruch den Blicken vernünftiger Menschen auszusetzen, das ist mehr als Arroganz."

"Sie haben Recht, von dem ganzen Gepinsel erhebt sich auch nicht ein Gegenstand über die Mittelmäßigkeit.

Ich muß gestehen, was wir im Augenblick sehen, spannt meine Erwartung von dessen Besitzer nicht eben hoch.«

»Wenn man die herrlichen Kunstwerke in Mailand und Florenz gesehen hat, so kann einem der Anblick solcher Dinge eine wahre ästhetische Uebelkeit zuziehen.«

»Trösten Sie sich; Sie werden sich für diesen unangenehmen Eindruck mehr als entschädigt sehen. Beatrice ist das Ideal alles Liebreizes; sie ist rein und herrlich, wie der in die letzten Abendgluthen sich tauchende Hesperus.« Während dieses Gespräches hatten sie sich den Gesellschaftszimmern genähert, aus denen ihnen bereits das Stimmengemisch der Unterhaltung entgegen tönte. In einem derselben, wo mehre Spieltische arrangirt und schon die regste Thätigkeit im Gange war, befand sich Herr von Serbiglione, ein langer dürrer alter Mann mit schwarzem Schnurrbart, widrigem Gesicht und Augen, in denen sich die unstät umherschweifende Gier eines Raubvogels malte. Er verließ, sobald er den Grafen Trauing und dessen Begleiter ansichtig wurde, seinen Platz, um die Ankommenden zu begrüßen.

»Ei wie? Sie kommen von dieser Seite? Lawinia, warum hast Du die Herren denn auf Umwegen geführt?« fügte er süß hinzu, obgleich ihm dieses Warum nichts weniger, als unklar war.

»Da die Gemächer alle offen waren, wollte ich dem lieben Trauing einmal die Bildergallerie zeigen.«

»Ah so. — Sie haben dieselbe in der That in Augenschein genommen? Nun, wie finden Sie die Collection?« —

„Außerordentlich, — ganz außerordentlich,“ erwiederte der Graf mit einem Tone, der mit dem einer Kunstbegeisterung eben nicht viel Aehnlichkeit hatte.

„Es sind auch ausgezeichnete Sachen darunter, noch aus den Zeiten Correggios und Michel Angelos.“

„Aus jenen Zeiten — ja — aber nicht von jenen Meistern,“ — entgegnete vorlaut Sir Martins, den die Aufschneiderei und noch mehr die Geringachtung des Wirthes verdroß, der sie offenbar für einfältig genug hielt, um in solchen Sudeleien große Produktionen zu erblicken. Von Trauing, erschreckt durch den Gedanken, es mit dem gütigen Gemahl der reizenden Lucia zu verderben, beeilte sich, die verletzende Offenheit seines Gefährten möglichst zu vertuschen.

„Ich habe sehr vieles Interessante bemerkt, und würde mich glücklich schätzen, einst in meiner Gemäldesammlung Aehnliches zeigen zu können,“ sagte er dies Mal mit höchst gelungener Heuchelei.

„Ah, Sie besitzen auch bereits eine Gallerie?“

„Leider nein: ich habe jedoch die Absicht, während meines Aufenthalts in Italien die nöthigen Ankäufe dafür zu machen.“

„In diesem Falle wird es mir besonderes Vergnügen gewähren, Ihnen aus meiner Sammlung Einiges zur beliebigen Auswahl zu überlassen. Ich bin so überreich mit dergleichen versehen, daß es mir nur angenehm sein kann, meinen Ueberfluß mit Jemand zu theilen.“

„Sie sind vorzüglich gütig.“

„So bald es Ihnen genehm sein wird, dürfen Sie nur über die zu wählenden Gegenstände bestimmen.“

„Ich werde mir mit nächstem die Freiheit nehmen,“ antwortete der Graf, sich etwas betroffen verneigend.

„Wissen Sie, von Maras, der Alte ist nichts mehr und nichts weniger als ein Gauner. Mit dem wird Trauing gut anlaufen. Er muß wohl den Kopf ganz und gar verloren haben, daß er auf das schurkische Ansinnen des Graukopfs eingeht. Zu mir soll sich Monsignore ja nicht verirren; denn von meinen Guineen möchte er schwerlich etwas für seine Tableaux zu sehen bekommen. Ja, ich kenne das. Es giebt hier und da solche herabgekommene Cavalieri, die sich auf diese Art Fremdenausbeutungsindustrie legen. Mein Vater hat mich sehr nachdrücklich vor der Art von Industrierittern gewarnt,“ raunte der Engländer von Maras zu.

„Sie mögen Recht haben; aber ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn mir ähnliche Anerbietungen gemacht würden; vielleicht, daß um seine Gunst und mit ihr die himmlische Beatrice zu gewinnen, ich ihm seinen ganzen gefärbten Leinwandkram um die Hälfte meines Vermögens abkaufte.“

„Sie extravagiren, Freund. Ihr halbes Vermögen hingeben für solche Schmudelei und noch eine Frau in den Kauf nehmen! Wo denken Sie hin!“ —

„Sprechen Sie nicht so; Sie haben Beatrice gesehen, wenn auch nur flüchtig.“

„Sie ist schön, ohne Zweifel: aber wer giebt sein halbes Vermögen hin für eine Frau? Man kann die schönste

billiger haben.“ Hier wurde die vertrauliche Unterhaltung der beiden Herren unterbrochen; denn die Signora di Serbiglione trat wieder mit dem Grafen an sie heran. Verlassen wir sie jedoch für den Augenblick im Gewühl der Gäste, und eilen wir ihnen voraus in den Musiksaal, wo Frau von Serbiglione mit ihrer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit die Honneurs machte. Sie war von einem glänzenden und sehr lebhaft bewegten Kreise von Herren und Damen umgeben, den sie mit ungemeiner Geistesgewandtheit zu beherrschen schien.

„Was sagen Sie, Herr Marchese, Ihre Frau Gemahlin ist verhindert uns heut ihre Gegenwart zu schenken?“

„Sie bedauert unendlich, sich durch eine totale Heiserkeit des Vergnügens Ihrer Gesellschaft beraubt zu sehen. Es ist seit dem Morgen kein Mittel von ihr unversucht geblieben, um wo möglich einen leidlicheren Zustand herbeizuführen, jedoch vergebens.“

„Ein doppelt großer Verlust für uns, antwortete die Signora graziös.“

„Nun ja, wer wird denn jetzt das Duett mit mir singen?“ fragte ein kleines widriges Männchen. „Es wäre doch sehr schade, wenn die Piece wegfallen sollte.“

„Vielleicht würde Fräulein Beatrice die Partie übernehmen,“ meinte der Marchese.

„Ich zweifle, daß sie den Muth hat,“ entgegnete die Stiefmutter, der durchaus nichts daran lag, daß man die herrliche Stimme und Kunstfertigkeit ihrer Tochter kennen lernte und bewunderte.

„Signorina Beatrice wird gewiß gütig genug sein,

uns den Genuß zu gewähren, eines der vorzüglichsten Stücke unserer Oper zu hören. Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie ersetzen uns die Stelle der Frau Marchesa?" bat flötend einer der feinen Cavaliere.

"Das zu wollen, wäre ein hoffnungsloses Wagniß, Signor. Ich will allerdings, obwohl nicht ohne Bangen — doch um wenigstens einen Beweis meines guten Willens zu geben, die Partie versuchen," entgegnete das junge Mädchen mit sanft erröthendem Antlitz.

"Ich weiß nicht, ob ich Dir es rathen soll, Du bist in diesem Genre der Musik gar nicht geübt, wendete Frau von Serbiglione ein.

"Sie haben Recht, theure Mutter, mein Unternehmen würde sich als ein erster Versuch auch nur auf die Nachsicht der Anwesenden stützen."

"Dieser Anspruch, sehr billig im vertaulichen Familienkreise, dürfte hinsichtlich eines großen kunstgeübten Auditoriums doch wohl etwas kühn sein, mein Kind. Wenn Du indeß durchaus singen willst —"

"O nein, nein," erwiederte ängstlich Beatrice, die das indirekte Verbot der Mutter aus dieser Aeußerung erkannte.

"Weshalb soll sie nicht singen? Sie wird hoffentlich ihrem Maestro keine Schande machen, nach dem was ich von ihr gehört habe," mischte sich Herr von Serbiglione in die Discussion, dem die Abneigung und der Neid, mit denen seine Tochter von ihrer zweiten Mutter verfolgt wurde, sehr wohl bekannt waren und dessen väterliche Eitelkeit sich durch die sichere Aussicht auf einen glücklichen Erfolg geschmeichelt fühlte. Ich wünsche, mein Kind, daß

Du das bestimmte Duett mit dem Cavalier Marini singest, erklärte er mit einem strengen Seitenblick auf seine Frau, welcher der Widerspruch und der Verdruß in allen Gesichtsmuskeln zuckte, die indeß Takt genug hatte, sich jede Erklärung für gelegenere Zeit aufzusparen. Das unangenehme, schwarzbefrackte Mannpüppchen faßte die Hand der zagenden Beatrice und führte sie an den Flügel. Ein noch höheres Roth flammte auf ihren Wangen; sie nahm das Notenheft, verneigte sich und das Orchester begann. Das Auditorium war lautlos. Alles erwartete mit der gespanntesten Neugier das erste Debüt der lieblichen Sängerin.

„Ha, das ist jene Stimme! Sie war es also!“ raunte Maras bei den ersten Tönen des Gesanges dem neben ihm stehenden Sir Martins zu.

„Welche Stimme? Wer war es?“ fragte dieser, ungern im Genuß des Hörens zerstreut.

„Wie, konnten Sie die Sängerin in jener Klosterkirche vergessen?“

„Ja so, die wir vor einigen Tagen hörten. Wahrhaftig, es findet sich zwischen ihr und Fräulein von Serbiglione eine auffallende Aehnlichkeit.“

„Aehnlichkeit — nein, sie ist es selbst.“

„Wenn dies wäre, dann böte freilich Ihre Wette, jene Sängerin lieben zu wollen, nicht außerordentliche Schwierigkeit.“

„Sobald die Pièce zu Ende ist, werden wir wohl Näheres hierüber erfahren. Sie hatten mir noch nie von dem hohen Talent der Signorina Beatrice ge-

sprochen," wendete er sich, als die Musik schwieg, an Trauing. "Das ist ja eine wahre Perfidie, einem so etwas zu verschweigen." —

"In dieser Beziehung bin ich nicht zurechnungsfähig, Theuerster," entgegnete dieser achselzuckend. "Ich höre das Fräulein jetzt eben wie Sie zum ersten Male."

"Nicht möglich!"

"Doch! Sie befand sich seit dem Tode ihrer ersten Mutter nicht im elterlichen Hause. Sie wurde im Kloster erzogen und ist, wie ich von Frau von Serbiglione erfuhr, auch für dasselbe bestimmt. Ihr Aufenthalt außer demselben wird bis zum Antritt des Noviziats nur kurz sein. Es ist Ihnen bekannt, daß man jenen armen Bräuten, ehe man sie an ihren imaginären Geliebten verkuppelt, zuvor einige Blicke in das Getümmel der schnöden, sündigen Welt gestattet."

"Aber es ist unerhört, gewissenlos, solchen Liebreiz lebendig hinter dumpfen Mauern begraben zu wollen."

"Das ist für eine Dame von Stande das einzige Mittel einer passenden Versorgung. Herr von Serbiglione hat noch mehre Söhne und besitzt, wie ich fürchte, keine Goldminen." —

"Dies entschuldigt die Grausamkeit nicht, ein so herrliches, mit den höchsten Lebensansprüchen begabtes Wesen, der schönsten menschlichen Genüsse zu berauben und es zu endloser Kerkerschaft zu verdammen; es entschuldigt den an der Menschheit begangenen Raub nicht, der ihr einen so glänzenden Schmuck, so edle Kräfte entzieht."

"Aber was soll er denn mit all den Mädchen anfan-

gen, wenn er ihnen keine Mitgift zu geben hat? Er kann sie doch nicht auf die Bretter schicken.“

„Welche Unwürdigkeit! — Ich glaube, daß viele Männer sich unendlich glücklich fühlen würden, die reizende Beatrice als Gattin in ihr Haus zu führen.“

„Zugegeben: aber wessen pecuniäre Verhältnisse sind heut' gleich von der Art, eine Frau ohne Vermögen heirathen zu können.“

„Lassen wir das für den Augenblick,“ sagte von Maras abweichend. „Stellen sie mich jetzt lieber den beiden Damen vom Hause vor.“

„Sehr gern.“ Sie begaben sich zu Frau von Serbiglione, die sie höflich, aber keineswegs in vorzüglichster Laune empfing. Die ihrer Tochter einmüthig dargebrachten Huldigungen hatten einen nicht unbedeutenden Schatten auf ihr Gesicht geworfen. Trifft es sich doch sogar, daß wirkliche Mütter von eifersüchtigen Regungen gegen ihre herangewachsenen hübschen Töchter nicht frei sind, um wie viel mehr nicht solche, die in zweiter Ehe oft nichts als den Muttertitel übernehmen. Das eitle, gefallsüchtige Weib kennt keine Pflicht, sobald es sich um sein Interesse handelt. Es opfert Alles seinem Götzen — dem gefeierten Ich, — Alles — Wahrheit, Liebe, Treue und Ehre.

## Sechstes Kapitel.

Der Eindruck, den Beatrice von Serbiglione auf Maras gemacht hatte, war kein vorübergehender gewesen; er konnte es bei dem Charakter des jungen Mannes und den vorzüglichen Eigenschaften des holden Mädchens nicht sein. Jene reflektirenden geistig-tiefen Individualitäten, wie Maras, werden von den Eindrücken nicht nur berührt, sondern ergriffen, durchdrungen, so daß diese auf ihr ganzes Sein einen entscheidenden Einfluß üben. Was einmal ihr Gemüth erfüllt, was ihrem Geiste einmal als das Ideal des Schönen und Edeln vorschwebt, das ist für immer mit ihrem Denken und Fühlen verbunden. So auch bei von Maras. Auf dem Grunde einer mehr als gewöhnlichen Bildung hatte er sein inneres Selbst zu einem Grade von Kraft und Gediegenheit entwickelt, der ihm jede Oberflächlichkeit unmöglich machte. Außerdem besaß Beatrice allen Zauber, um zu reizen, aber auch all' die sittliche Würde, um zu fesseln. Fern von den verderblichen Berührungen der Gesellschaft, fern von der entartenden Macht des Beispiels hatte sie ihre Kindheit in einem Himmel der Seelenreinheit und des Glückes verträumt.

Der frühe Tod ihrer Mutter hatte Herrn von Serbiglione zu dem Entschlusse bestimmt, ihre Erziehung in einem Kloster frommer weiblicher Sorge zu vertrauen. Später, als er sich zum zweiten Male mit Lucia Antonetti vermählt hatte, und diese sich selbst des Mutterglücks erfreute, wußte sie ihn sehr bald für die Idee zu gewinnen, seine älteste Tochter dem geistlichen Stande zu weihen. Beatricens kindliche Frömmigkeit und Sanftmuth begünstigten diesen Plan, indem sie wirklich auf einen innern klösterlichen Beruf und Neigung zu ascetischer Lebensweise hinzudeuten schienen. Zum ersten und letzten Male war sie denn auf einige Monate in ihren Familienkreis und in das gesellschaftliche Leben der großen Welt hinausgetreten, um sich von dessen Nichtigkeit zu überzeugen, die schwierigste und unsicherste aller Prüfungen. Es gehört wirklich eine stoische Strenge, eine essäische Selbstverläugnung dazu, daß ein jugendliches Wesen, in dessen Adern des Lebens vollster Pulsschlag zuckt, in dessen Seele eine Welt voll Empfindungen erwacht und sich regt, auf welches tausend Eindrücke gleichzeitig eindringen, es gehört eine ungeheure Geisteskraft dazu, daß es vor diesem geöffneten Tempel des Glücks und des Genusses, vor all' diesen reizenden Fata-Morganas der Zukunft kalt und entschlossen in das Dunkel einer Zelle und in eine strenge Ordensregel zurücktrete. Beatrice hatte, so lange sie Maras nicht kannte, an diese Möglichkeit geglaubt. Seit er jedoch das Haus ihrer Eltern besuchte, seit sein Auge glühend und beredt an dem ihren hing, gewannen ihr innerer Zustand, so wie ihre Lebensanschauungen einen andern Charakter, und der geträumte

Himmelsbräutigam fand sich in entschiedenem Nachtheil gegen den schönen jungen Mann von Fleisch und Bein, der ihr jeden Augenblick Beweise zarter Aufmerksamkeit und Zuneigung gab, während jener sie durch den Mund seiner tonsurirten Agenten zur Qual der Entsagung verurtheilte. Ohne sich eigentlich über ihr Gefühl befragt zu haben, wurde sie sich dennoch bald so weit klar, daß ihr Platz fortan nicht länger in den Chorstühlen eines Klosters sei. Mit Entsetzen dachte sie an den Ablauf der ihr vor ihrem Noviziat freigegebenen Zeit und die Nothwendigkeit einer Verkündigung ihres geänderten Entschlusses.

Maras fühlte sich weniger von Sorgen gequält. Obgleich er bis jetzt noch kein Geständniß seiner Liebe gewagt, kein direktes Zeichen der Erwiederung erhalten hatte, so war Beatrice viel zu wenig in den Künsten der Verstellung geübt, um ihm sein Glück hinter Kokettenkniffen verbergen zu können. Das einzige ihn Beunruhigende war seine Mutter. Wie er sie kannte, hatte er Grund, ihrerseits Schwierigkeiten für seine Wünsche zu fürchten: denn Fräulein von Serbiglione war ohne Vermögen. Diese Voraussetzung übte jedoch keinen Einfluß auf den Standpunkt seiner Pläne; er war nicht der Mann, irgend fremden Bestimmungen zu weichen. Nichtsdestoweniger beeilte er sich, Frau von Maras seine Wünsche und Hoffnungen mit gebührender Ehrfurcht zur Genehmigung vorzulegen. Er schrieb:

„Verehrte Mutter!

Abgesehen von jeder Verpflichtung, war es mir stets ein angenehmes Bedürfniß, Ihnen nicht nur alle

mich berührenden Ereignisse mitzutheilen, sondern Sie in wichtigen Lebensmomenten mein Inneres in seiner ganzen Wahrheit überblicken zu lassen. Ich befinde mich auch gegenwärtig in einem solchen Zeitpunkt, und säume daher nicht, Ihnen meine Seele vertrauend zu erschließen. Die Eröffnung, daß ich liebe, wird Sie in meinem Alter nicht überraschen; den Entschluß aber, das Mädchen meiner Wahl zu meiner Gattin zu machen, werden Sie von meinem Charakter erwarten. Ja, theure Mutter, ich habe in Beatrice von Serbiglione das Wesen gefunden, durch welches mir allein das höchste Glück zu Theil werden kann. Talentvoll, schön und edel, besitzt sie alle Eigenschaften, die das Weib dem Manne verehrungs- und liebenswürdig machen, und für die der rechtliche, selbstständige Mann gern allen sonstigen Interessen entsagt. Auch Fräulein von Serbiglione gehört unter jene Bevorzugten ihres Geschlechts, die allein durch ihre herrliche Individualität fesseln, und bei denen man den Mangel zufälliger Güter wegen ihres reellen Werthes vergißt. Ohne über die Verhältnisse ihrer Familie bis jetzt genauer unterrichtet zu sein, ist mir so viel bekannt, daß sie zwar eine der ältesten in Pisa, aber keineswegs eine der reichsten ist, was mich natürlich in Bezug auf Beatrice durchaus unberührt läßt. Meine Stellung ist von der Art, auch den bedeutendern Ansprüchen einer Frau genügen zu können, die ich jedoch von einem frommen, klösterlich erzogenen Mädchen nicht zu fürchten habe.

Hier, verehrte Mutter, haben Sie in wenig Worten mein Bekenntniß und meine Absicht, für die ich um

Ihre gütige Genehmigung bitte. Weihen Sie durch Ihren Segensspruch das reinste, innigste Band; tragen Sie von der Liebe für Ihre Söhne einen Theil auf eine Tochter über, die Sie gewiß mit der kindlichsten Zärtlichkeit verehren wird.

Mit welcher Sehnsucht und Ungeduld erwarte ich Ihre Antwort und die Bestätigung meines Glückes durch Sie! Ich habe bis jetzt weder bei Beatrice, noch bei ihren Eltern irgend Bezug habende Schritte gethan, weil ich mich gedrungen fühlte, Ihnen zunächst meine Wünsche vorzutragen. Zögern Sie daher nicht zu lange, durch Ihre gütige Zustimmung zum glücklichsten aller Menschen zu machen Ihren Sie verehrenden und innig liebenden Sohn

Franz."

---

## Siebentes Kapitel.

Frau von Maras an ihren Sohn Franz.

„Ungeachtet ich bei einem jungen Manne in Deinen Jahren, wie Du es voraussetzest, ein zärtliches Attachement ganz natürlich finde, so scheint mir Deine Annahme, daß die bloße Kenntniß desselben bei mir gleichzeitig die Erwartung eines Heirathsentschlusses Deinerseits hervorrufen müsse, doch etwas kühn. Es liegt zwischen Neigung und unauflöslicher Verbindung eine sehr bedeutende Distance, die nach meiner Ansicht nicht sofort ohne Reflexion überschritten werden darf, und ich muß gestehen, daß es mich nicht angenehm überrascht hat, Dich zu diesem Schritte mit fast mehr als knabenhaftem Leichtsinn entschlossen zu sehen. Ich enthalte mich hierüber jeder nähern Begründung, da ich für Dich besonders über diesen Punkt keine Unklarheit zu fürchten habe. Wenn Dich jedoch im Allgemeinen nur der Vorwurf der Unbesonnenheit trifft, so dürfte in Bezug auf Dein Verhältniß zu Fräulein von Serbiglione derjenige wirklicher Beschränktheit und Rücksichtslosigkeit mehr als gerechtfertigt sein. Ich habe, um mich über die in Rede stehende Familie zu unterrichten, mich an Herrn

von Maiersberg, den Attaché unserer Gesandtschaft in Florenz gewendet, und durch ihn, was Dir wahrscheinlich längst bekannt ist, erfahren, nämlich, daß der Ruf derselben zwar verbreitet, aber durchaus nicht wohlklingend ist. Ich abstrahire gänzlich von ihrer Ancienneität, denn es ist wohl möglich, daß Herr von Serbiglione seinen Stammbaum, wenn auch nicht den seiner zweiten Frau, hier wären Illusionen in der That schwierig — bis auf Marius oder die Gracchen zurückleitet, — wie dies bei den italienischen Nobili so ungemein häufig geschieht. Ihre gegenwärtige Stellung ist schon allein Norm gebend. Auch in dieser Beziehung erläßt Du mir gewiß, da Du in ihrer unmittelbaren Nähe lebst, jede Details — Du weißt, ich liebe nicht lange Besprechungen entschieden klarer Gegenstände— indem Du Dich mit der ebenso wohlgemeinten, als bestimmten Erklärung begnügst, daß ich nie in eine engere Verbindung mit dieser Familie willigen werde; so wie Du mich kennst, wirst Du nicht zweifeln, daß dieser Gegenstand zwischen uns auf immer abgethan ist. Es bleibt Deinem Ermessen anheimgegeben, in welcher Weise Du rücksichtlich meiner Erklärung auftreten willst. Ich glaube jedoch, als Mutter nicht eben anmaßend zu sein, wenn ich eine meinen Wünschen entsprechende Berücksichtigung derselben fordere. Nach meinem Willen kannst und wirst Du Dich nur mit der Erbin eines großen Namens und Vermögens verbinden, deren Stellung mit der von unserm Hause bisher behaupteten in keinem Widerspruch steht. Ich bin überzeugt, indem ich diese Bedingung stelle, Dir den unzweideutigsten Beweis meiner mütterlichen Fürsorge und Liebe zu geben."

Sicher hat der Leser aus dem im vorigen Kapitel enthaltenen Briefe von Maras Charakter soweit erkannt, um von der schroff-entschiedenen Antwort seiner Mutter eine nichts weniger als günstige Wirkung zu erwarten. In der That war unser zeitweiliger Held nicht der Mann, dem eine heroische Sprache und starrer Widerstand zu imponiren vermochten. Seine Entschiedenheit wurde dadurch im Gegentheil zur Unbeugsamkeit. Besonders in diesem Falle, in welchem ihm durchaus keine überzeugende Vernunftgründe vorlagen. Beatrice war nicht reich, ihre Eltern erfreuten sich leider keines ausgezeichneten Rufes, aber konnte dies der fern von ihnen erzogenen Tochter zur Last fallen? Machte sie nicht durch ihre Engelsreinheit diese unverschuldeten Nachtheile vergessen? Es schien ihm schrecklich, daß die Unschuld für ein nicht veranlaßtes Unglück, für die Fehler Anderer büße. Die ihm also entgegentretenden Hindernisse waren rein imaginär, einzig und allein im selbstsüchtigen Vorurtheil begründet. Nichts hätte ihn daher nach dieser Ueberzeugung vermocht, seine Absichten auf Fräulein von Serbiglione dem Sinne seiner Mutter folgend irgendwie zu ändern. Er beeilte sich denn auch sofort, sie davon in ehrfurchtsvoller, aber bestimmter Form zu unterrichten. Man wird dies vielleicht tadeln, so wie sein ganzes Verhältniß zu einer Person, gegen welche er nach der herrschenden Ansichtsweise die höchsten Verpflichtungen hatte. Man wolle jedoch berücksichtigen, daß die Beziehungen zwischen Müttern und Kindern vornehmen Standes häufig ganz anderer Art sind, als die zwischen Eltern und Kindern der niedern Klassen.

Schon die Gatten treten in den untern Schichten der Gesellschaft naturgemäß, d. h. aus Neigung zusammen; aus ihr schöpft schon das entstehende Wesen sein sittlich, weil psychisch begründetes Dasein, denn nur die Rohheit könnte einen Akt der Brutalität oder eigennütziger Prostitution und das ist jede wegen selbstsüchtiger Zwecke geschlossene Ehe — dem Ineinanderströmen einer uneigennützigen und wahren Neigung gleich stellen, welche zwei Wesen verbindet. Wie angenehm sich auch manche Materialisten bei der Theorie und Praxis ihres Systems befinden mögen, so wird ihnen gegenüber eine edle Majorität gewiß stets behaupten, daß der Mensch durch seinen Geist über dem Gesetz der Naturnothwendigkeit stehe, und daß die Quelle seiner Handlungen und Beziehungen in seinem Geiste zu suchen und zu finden sei. Jedes seiner Lebensverhältnisse kann erst durch die Weihe des Geistes zur Wahrheit und Berechtigung gelangen. Auch die Ehe existirt nicht ohne die psychische Begründung, und ein anderes engeres Zusammentreten von Mann und Frau ist nichts als Thierheit, oft noch niedriger als diese. Doch die Mutter war es, die uns in diesem Augenblicke vorzugsweise beschäftigte. Die Mutter aus dem Volke nimmt bei Entbehrung und schwerer Arbeit das Kind an ihr Herz; sie nährt es mit ihren edelsten Lebenssäften, ist ihm Pflegerin, Erzieherin, während die reiche Frau, die Dame von Stande, um ihre Schönheit nicht zu gefährden, dasselbe den Händen einer Wärterin übergiebt und nur dann und wann einen Augenblick zärtlicher, oder musternder Beachtung dafür findet. Wie ist es also möglich, daß im letztern Falle zwischen

Mutter und Kind eine eben so innige Verbindung bestehe, wie im erstern. Die Verneinung dieses Satzes war leider durch Maras Verhältniß zu seiner Mutter empirisch ausgesprochen. Eine ganz gemüthlose Frau, war sie ihrem Gemahl ohne alle Sympathie, blos durch Convenienzrücksichten zugeführt worden; nur diese überhaupt erkannte sie als leitende Autorität ihres Denkens und Handelns. Später als Mutter, waren ihr in den vielen Zerstreuungen ihrer bewegten Lebensweise für ihre Söhne, Franz und Leopold, nur seltene Momente geblieben, und ihre Neigung und Fürsorge für dieselben hatte sich nie über das Gebiet ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes erstreckt. Bei einer solchen Stellung zu ihnen war natürlich eine mit den Jahren zunehmende Entfremdung unvermeidlich. Besonders war dies bei dem Aeltern, Franz, der Fall, dessen bestimmter und gerader Charakter und von den ihrigen abweichende Ansichten das Nichtvorhandensein eines innigen geistigen Bandes um so schärfer hervorhob. Weniger schroff gestaltete sich das Verhältniß in Betreff des Jüngern, der zu den schmiegsamern Naturen gehörte und den wir im Laufe der Geschichte näher kennen werden.

## Achtes Kapitel.

Maras, unerschütterlich in seiner Liebe und in seinen Vorsätzen, hatte sich bald nach Absendung seines zweiten Briefes an seine Mutter mit seinen Bewerbungen an Herrn von Serbiglione gewendet, bei dem er, da er auf alle Vortheile, auf Mitgift und Aussteuer verzichtete, ein sehr geneigtes Ohr fand; denn sogar der körperlose himmlische Bräutigam, oder dessen Werber, waren weniger eigennützig und forderten trotz aller sonstigen Selbstverläugnung eine möglichst reiche, wo nicht glänzende Ausstattung. Die gnädige Stiefmama, neidisch, die reizende Beatrice in wahrhaft glückliche Verhältnisse treten zu sehen, zeigte sich einem Heirathsplane allerdings weniger geneigt. Das junge Mädchen selbst aber hatte, wie wir bereits sahen, seit sie Franz kannte, den Gedanken an das Kloster nur gegen ihren Willen wie ein schreckliches Fantom in ihrer Seele auftauchen sehen; und die Gewißheit seiner Liebe und die Aussicht auf eine heitere Zukunft entzückt begrüßt. Sie galten also bei solchen fast allseitig übereinstimmenden Gesinnungen im Familienkreise bereits für verlobt, und Franz erwartete nur noch einen letzten Brief

von Frau von Maras, um seine nähere Verbindung mit der Familie von Serbiglione öffentlich zu proklamiren. Wir umgehen es, den Leser tiefer in die Empfindungswelt der beiden Liebenden einzuführen; er hat ja wohl selbst schon einige Erfahrungen in diesem Genre gemacht und mag sich leicht einen seiner süßesten Liebesträume als Bild und Maßstab von Maras' und Beatricens Glück zurückrufen. Dieser Gegenstand ist ein gar zu vielfach beleuchteter, ausgebeuteter, erschöpfter, — erschöpft, denn unsere modernen Liebesverhältnisse sind meist so abgeschmackt und flau, daß man die auf ihre Besprechung gewendete Mühe bedauern könnte — und daß eine detaillirte Abhandlung darüber unumgänglich wäre. Wir kennen Alle die Liebesperiode eben so gut, wenn nicht weit besser, als die grammatikalische. Wir wissen, daß sie, wie diese, bestimmte Abschnittszeichen enthält, welche die mehr oder weniger wichtigen Momente derselben, und zwar etwa in folgender Ordnung andeuten. Der zärtliche Blick, der Apostroph der schüchternen Liebe, ersetzt das Wort, das auszusprechen sie noch nicht wagt; ihm folgt der Seufzer, als Komma des Gefühls, und diesem der Händedruck, das bedeutsamere Semikolon. In noch stärkerer Nüance macht der Doppelpunkt, der kühne Handkuß, sich bemerkbar; am entschiedensten aber spricht der erste laute Erguß der Empfindung, das Zeichen der Frage, in welchem die Zwei noch hoffend und fürchtend über dem Einheitsgedanken schwebt, bis ein Ausruf der Seligkeit sich in der Umarmung verkündet. Dann? — Dann kommt gewöhnlich ein langer Gedankenstrich, vor oder hinter welchem sich Sätze

zwischen Anführungszeichen befinden. Manchmal sieht man auch Einschaltungszeichen vor dieser ominösen Pause, hinter der meist Alles in Nebel und Nichts verschwimmt. Doch genug solch sentimental-frivolen Geplauders. Lassen wir das Pärchen girren und unter Myrthen- und Orangenbüschen wandeln nach seinem vollen Belieben, und wenden wir uns der praktischen Seite, das heißt Herrn und Frau von Serbiglione zu.

Eben trat Signora Lucia in das Zimmer ihres Gemahls, um ihren Antheil von der von dem Grafen Trauing für die bewußten Gemälde erhaltenen Summe dem Abkommen gemäß in Empfang zu nehmen. Sie bedauerte jedoch, indem sie Herrn von Serbiglione nur ansichtig wurde, aufs bitterste, für ein derartiges, an sich stets schwieriges Arrangement einen so entschieden ungünstigen Zeitpunkt gewählt zu haben. Ihr theurer Sponsus schien in der That durch die Lektüre eines Briefes nicht in der rosafarbensten Laune.

„Bei allen Teufeln der Hölle! mir so etwas bieten!“ schrie er aufspringend und das entfaltete Schreiben auf den Boden werfend.

„Aber was haben Sie denn? was ist geschehen?“ fragte die zarte Hälfte.

„Was ich habe? Einen niederträchtigen Brief von Maras' Mutter. Ha, ich bin rasend! ich könnte die Welt unter meinen Füßen zermalmen! Sie erklärt mir in einem kurzen, stolzen Tone, daß sie nie in die Heirath ihres Sohnes mit meiner Tochter willigen werde, und überläßt es meiner Delikatesse, ob ich gestatten mag, daß dieselbe

sich in eine Familie dränge, von der sie durchaus nicht als Mitglied gewünscht wird. Doch lesen Sie selbst.“ Er hob das Blatt wieder auf und reichte es seiner Frau.

„Nun, hatte ich nicht Recht, als ich Ihnen sagte, es dürfte vielleicht besser sein, wenn Beatrice, ihrer frühern Bestimmung folgend, den Schleier nähme? Hätten Sie mich damals gehört, so wäre uns die gegenwärtige Demüthigung erspart geblieben. Möglich allerdings, daß sie durch einen im Moment halb erzwungenen Schritt etwas gelitten hätte; aber sie hätte sich dann gleichzeitig mit Genugthuung sagen können, daß sie verschmäht habe, nicht, daß sie verschmäht worden sei. Jetzt ist die Erfahrung ungleich schmerzlicher. Es bleibt ihr nun, nach einer kurzen trügerischen Hoffnung, eben nichts weiter, als der Rücktritt.“

„Ich werde doch jetzt, da mich dieses Weib durch ihre hochmüthige Weigerung empfindlich verletzt, ja beschimpft hat, nicht zugeben, daß mein Kind ihren verhaßten Namen führe. Eher stürbe Beatrice von meiner Hand.“

„Herr von Maras fragt, ob er die Ehre haben kann, Ew. Gnaden aufzuwarten,“ unterbrach in demselben Augenblick der anmeldende Diener.

„Der kommt mir eben recht,“ eiferte Herr von Serbiglione abgewendet. „Laß ihn eintreten!“ schrie er den bestürzten Kammerdiener an. Dieser verneigte sich und ging. Maras trat bald darauf ein.

„Sie erlaubten, daß ich mir das Vergnügen gewähre, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, das hoffentlich meinen Wünschen auf das angenehmste entspricht," sagte er verbindlich, indem er das Ehepaar begrüßte.

„Wir sind Ihnen sehr verbunden für Ihre Güte," erwiederte steif die Signora.

„Sie kommen in der That sehr à propos. Ich hätte Sie sonst selbst aufsuchen oder Ihnen schreiben müssen," bemerkte der Hausherr mit sehr wenigem Ceremoniel.

„In welcher Angelegenheit?" fragte der junge Mann.

„Geben Sie sich die Mühe, diesen Brief zu lesen, der Sie über den zwischen uns zu verhandelnden Gegenstand, wie ich glaube, aufklären wird," und er reichte ihm das eben von Frau von Maras erhaltene Schreiben.

„Von meiner Mutter!"

„Ja, von Ihrer Mutter, mein Herr, die sich nicht entblödet, in solcher Weise zu mir zu sprechen. Nun, ich erwarte, daß Sie nach Kenntnißnahme von dem Vorgefallenen fühlen werden, daß unsere gegenseitigen Beziehungen einen andern Charakter anzunehmen haben —"

„O, entscheiden Sie nicht in diesem Augenblick, ich bitte Sie. Ich bin tief betrübt über die Ihnen widerfahrene Beleidigung, ich wollte sie mit meinem Leben büßen; aber wäre es nicht zu streng, das Lebensglück Ihrer Tochter, das meine als Sühne zu fordern? Lassen Sie uns nicht die Schuld eines fremden starren Willens entgelten."

„Ich sollte meine Tochter durch eine Verbindung mit Ihnen der empörendsten Nichtachtung und allen Intriguen Ihrer hochmüthigen Familie aussetzen?“

„Ich vermag allerdings nicht, bei meiner Mutter eine Sinnesänderung zu bewirken; es steht jedoch in meiner Macht, meinen Weg durchaus selbstständig zu gehen und meiner Gattin eine ganz unabhängige Stellung zu gewähren. Ich bin großjährig, wie Ihnen bekannt ist, und Besitzer meines väterlichen Erbes.“

„Bei all' Ihrer Unabhängigkeit, fürchte ich, würden Sie Ihrer Gemahlin zahllose Verletzungen und Zurücksetzungen nicht ersparen können,“ beeilte sich Signora einzuschieben, der an einer günstigen Umstimmung ihres Mannes nichts gelegen war. Ihre Besorgniß war grundlos.

„Lassen Sie jeden Versuch, mich nach Ihren Wünschen zu stimmen,“ Herr von Maras, und sein Sie versichert, daß, wenn die Abkömmlinge deutscher Raubritter stolz sein zu dürfen glauben, die Enkel der ersten patrizischen Römerfamilien wohl noch eher dazu berechtigt sind. Also nochmals die Erklärung, daß Ihnen Beatrice nie ihre Hand reicht.“

„Nein, nein, Sie haben übereilt entschieden; Sie werden diesen furchtbaren Ausspruch nicht verwirklichen.“

„Ich schwör's bei meinem Leben, ihn zu erfüllen!“

„Gott!“ rief von Maras, schmerzlich zusammenzuckend und das Gesicht einen Augenblick mit seinen Händen bedeckend.

„Sie werden dem zufolge Ihre Maßregeln nehmen und Ihre Besuche in meinem Hause aufhören lassen.“

„Mein Lieber, Sie verzeihen, wenn ich gegen jeden Eclat opponire. Ich finde es dem allseitigen Interesse gemäß, daß Herr von Maras unsern Kreis nicht so plötzlich meide. Es würde dies, obgleich zwar über unsere, hinsichtlich unserer Tochter gehegten Absichten, noch nichts offiziell bekannt war, dennoch Veranlassung zu Conjunkturen bieten, die nach meiner Meinung besser umgangen würden. Es genügt wohl, daß Beatrice unverzüglich ins Kloster zurückkehre. Später verläßt dann Herr von Maras ja ohnehin unsere Stadt.“

„Ich erkläre mich für besiegt, und ich ersuche Sie sogar, um alles lästige Geklatsch zu umgehen, uns nach wie vor von Zeit zu Zeit Ihre Gegenwart zu schenken,“ sagte Herr von Serbiglione, sich an den jungen Mann wendend. „Meine Gemahlin hat Recht; es giebt unerläßliche Rücksichten, denen man sich fügen muß.“

„Nehmen Sie die Versicherung, daß meinerseits nur das geschehen wird, was mit den Begriffen von Ehre übereinstimmt.“ Dies sagend, grüßte er ernst und höflich und verließ das Zimmer. Kaum hatte er einige der Gemächer durchschritten, als ihm Beatrice mit dem seligen Lächeln der Liebe entgegen eilte.

„Lieber Franz, wohin? Sie wollten doch nicht fort, ohne mich gesehen zu haben? Das verzeihe ich Ihnen nie,“ sagte sie mit komischem Vorwurf. „Aber was ist Ihnen? Dies ist nicht der gewöhnliche Ausdruck Ihres Gesichts; Sie sind verstört, traurig — sagen Sie, was ist geschehen?“

„Theure Beatrice, verlangen Sie nicht, daß ich zuerst zu Ihnen davon spreche.“

„Es betrifft also uns beide, o reden Sie, ich beschwöre Sie! Aus Ihrem Munde würde selbst mein Todesurtheil mir weniger schmerzlich klingen.“

„O, meine Beatrice!“ rief er unwillkürlich — vom Schmerze des ihm drohenden Verlustes überwältigt. „Nein, mein himmlisches Mädchen, lassen Sie mich schweigen, jetzt wenigstens.“ — Und er faßte bewegt die Hand der Geliebten, indem er ihr tief in das dunkle, aber sanft strahlende Auge blickte, als wollte er in diesem klaren Seelenspiegel Trost und Rath finden. Dies war wirklich der Fall. Er fand in ihnen eine Idee, einen Entschluß. „Ich muß Sie morgen sprechen; kommen Sie in den Frühstunden von Elf bis Eins zu Mutter Brighitta, ich bitte Sie!“

„Gern; ich hatte der guten Alten längst einen Besuch zugedacht. Aber warum warten bis morgen? Können wir uns hier nicht eben so gut auch sprechen?“

Von Maras schüttelte traurig den Kopf. „Unmöglich. Bis morgen also, Beatrice? Ja?“

„Nun ja, eigensinniger Mann, der immer seinen Willen haben muß,“ sagte sie, verstellt schmollend, mit einem durchschimmernden entzückenden Lächeln, indem sie ihre Hand aus der seinen zog, um sich in das Zimmer zu begeben, aus welchem von Maras eben herausgetreten war. Er blickte ihr mit unbeschreiblichem Weh nach, wie sie so ahnungslos dahineilte, wo ein furchtbarer Schlag sie treffen sollte, der die süßesten Hoffnungen ihres Herzens

zu vernichten drohte. So tritt der Mensch vertrauend und harmlos dem Geschick entgegen, das plötzlich vernichtend über ihn hereinbricht. Aus dem Paradiese des Lebens stößt es mit unerbittlicher Strenge ihn hinaus in Nacht und Verwirrung.

## Neuntes Kapitel.

Es dürfte überflüssig sein uns über die Stimmung, in welcher von Maras das Hôtel Serbiglione verließ weiter zu verbreiten. Uns Allen ist es leider bekannt, was es heißt, seine liebsten Hoffnungen mit plötzlicher Vernichtung bedroht zu sehen. Er war jedoch kein Mann trauriger Entmuthigung, sondern des Entschlusses und der Aktion. Jede widrige Berührung des Schicksals war für ihn nichts, als ein schmerzlicher Eindruck, nach welchem er sich fast unmittelbar mit erhöhter Kraft zur Handlung erhob. Wenn auch durch den Gedanken an Beatricens Verlust momentan erschüttert; so läugnete er schon in dem nächsten Augenblicke eine solche Möglichkeit, indem er sich mit Auffindung der zur Realisation seiner Wünsche geeigneten Mittel beschäftigte. Noth und Liebe machen den Menschen erfinderisch — selbst weniger begabte Naturen — wie hätte also er bei den Hülfsquellen seines Geistes um einen Plan und dessen Ausführungsweise verlegen sein sollen? Es ist wahr, daß jene Maßregeln, die sich einzig für seinen Zweck boten, ihm widerstrebten; aber die unbeugsame Nothwendigkeit zwang ihn dieselben zu ergreifen,

nicht in seinem Interesse allein, sondern mehr noch in dem seiner Geliebten. Obgleich sich ihre Eltern über ihre Zukunft gegen ihn nicht näher erklärt hatten, so war es für ihn wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie, getrennt von ihm, statt des hochzeitlichen Schleiers, das Nonnengewand erwartete. Jede Aussicht auf Glück und Lebensgenuß versank ihr für immer durch die Trennung von ihm; es blieb ihr nur der Schmerz, den Reiz der Freude, der Seligkeit der Liebe gekannt und für immer verloren zu haben. Diese Betrachtung entschied seinen Entschluß. Dem eignen Unglück hätte er fest das männliche Herz bieten mögen; die Idee, daß Beatrice leide, ertrug er nicht. Das für sein Vorhaben Nächste und Schwierigste war, einen Vertrauten zu finden, der ihm bei den zu thuenden Schritten hülfreich die Hand bot. Er erinnerte sich Gherardos, jenes jungen Handwerkers, dem er, wenn auch indirect, Beatricens Bekanntschaft verdankte. Sein nächster Weg war zu ihm. Da es noch fast mitten am Tage war, traf er den Burschen am Amboß, auf dem er eben ein mächtiges Stück Eisen mit einer Leichtigkeit bearbeitete, als sei dies für ihn nur so nebenbei ein die Verdauung förderndes Spiel.

„Guten Tag, Gherardo,“ sagte von Maras, welcher ihm, ohne bemerkt zu werden, näher getreten war.

Dieser wendete sich rasch dem Grüßenden zu. „Ach, Sie sind es, Herr,“ sagte er erstaunt.

„Ja, mein Freund, ich komme, mich in einer dringenden Angelegenheit mit Euch zu besprechen. Möchtet Ihr

mich wohl auf irgend einem Spaziergange oder in ein Café begleiten?"

Das Staunen des Schlossergesellen schien sich bei dieser Aufforderung für einen Augenblick zu steigern. Bald nahm jedoch sein Gesicht wieder den gewöhnlichen ernsten Ausdruck. Es ist klar, er braucht mich, dachte er bei sich selbst. Diese Vornehmen, sind nur so zuvorkommend, wenn sie einen benutzen wollen. Gleichviel, er ist keiner der Schlimmsten; er hat für Brighitta gesorgt und hat somit Anspruch auf meine Dankbarkeit und Rücksicht. — "Ich will Ihren Wunsch sehr gern erfüllen, wenn Sie es nur übernehmen, mich bei dem Werkmeister wegen der Zeitversäumniß zu entschuldigen." Das war leicht gethan. Gherardo ging sofort nach seiner Kammer, um sich seiner rußigen Hülle möglichst schnell zu entledigen, und kehrte schon nach wenigen Minuten im saubern Sonntagsstaat zurück. Maras verließ mit ihm die Werkstatt. Das Gespräch beschränkte sich während des Weges auf wenige gleichgültige Bemerkungen. Sie traten endlich, nachdem sie einige Straßen zurückgelegt hatten, in ein öffentliches, aber um diese Zeit ziemlich verödetes Local, wo sie an einem Tische bei einer Flasche Wein Platz nahmen. Gherardo schloß nach dieser außergewöhnlichen Vertraulichkeit auf etwas Besonderes. Er irrt sich, der große Herr, murmelte er unbemerkt vor sich hin, wenn er mich auf diese Weise zu bekommen meint; ich gehöre nicht zu Denen, die, wie der Hund um den Knochen, für ein Glas Wein aufwarten. In der That, es kostete einige Mühe, ihn zur Annahme eines Glases zu vermögen.

„Ihr trinkt nicht Wein, wie es scheint,“ sagte Maras, als er sah, daß er das Glas kaum mit den Lippen berührte.

„O ja.“

„Warum mögt Ihr denn den Euch von mir gebotenen nicht versuchen?“

„Signor, ich erlaube mir solche Vertraulichkeit nur gegen Bekannte und Freunde, und würde dieselbe gegen Sie anmaßend finden. Ich bin nur ein schlichter Handwerker.“

Von Maras verstand die Andeutung. „Ich glaube gern, daß Ihr nicht mit Jedermann trinkt, und finde dies ehrenwerth: dennoch meine ich, wenn auch bisher keine nähere Bekanntschaft zwischen uns stattfand, wißt Ihr genug von mir, um in freundlichem Gespräch ein Glas mit mir zu leeren.“

Gherardo's gutes Herz siegte über das ungünstige Vorurtheil, welches sich in ihm als ganz natürliche Reaktion gegen den Hochmuth der höheren Stände gebildet hatte. „Ich wollte Sie nicht verletzen, Signor,“ sagte er, indem er von Maras treuherzig die Hand reichte. „Ich weiß, Sie sind ein braver Herr.“

„Nun ja, ich schmeichle mir, ein rechtlicher Mann zu sein, wie Ihr, wenn es Euch auch im Augenblick scheinen dürfte, als habe nur Eigennutz mich zu Euch geführt. Ich bin wirklich im Begriff, Euch um einen wichtigen Dienst zu bitten, zu dem allerdings manche meiner hiesigen Bekanntschaften bereit gewesen wären, aber ich habe Ver-

trauen zu Euch, weil ich Euch aus Eurer Handlungsweise gegen Brighitta kenne."

"Sie werden sich nicht täuschen."

"Um die Art des Beistandes zu bezeichnen, den ich bei Euch suche, muß ich Euch mit meinen gegenwärtigen Verhältnissen auf das genaueste bekannt machen. Wisset also, daß ich Fräulein von Serbiglione liebe, daß meine Neigung erwiedert wird, und daß mit Zustimmung ihrer Eltern unsere Verlobung in Kurzem öffentlich bekannt werden sollte. Der widerspenstige Geist meiner Mutter, die in dem geringen Vermögen meiner Braut einen Anstoß findet, droht meine schönen Pläne von Glück zu vernichten. Sie hat die Familie meiner Geliebten schon so bedeutend verletzt, daß diese ihre zu unserer Heirath gegebene Einwilligung auch zurückzieht. Wird aber Fräulein von Serbiglione nicht meine Gattin, so ist nicht nur mein Lebensglück für immer gestört, sondern auch Beatrice wird namenlos elend, weil ein unwiderruflicher Ausspruch sie dann hinter die fürchterlichen Mauern eines Klosters verbannt. Sie vor einer solchen Zukunft zu retten, liegt mir also noch näher, als die Erfüllung meiner eigenen Wünsche. Ihr werdet fragen, in welchem Bezug Ihr zu allen diesen Euch ganz fremden Dingen stehen könnt" — und er sah Gherardo an, um diese Frage im Voraus auf dessen Gesicht zu lesen. — Dieser aber saß ihm bleich und starr gegenüber, und selbst der Athem schien unbeweglich zurückgewichen in die tiefsten Tiefen der Brust. Von Maras, der in einer solchen Regungslosigkeit nichts weiter als die Wirkung des Erstaunens erblickte, fuhr fort: "Ich kann

Euch jedoch versichern, daß es gerade in Eurer Macht steht, den wohlthätigsten Einfluß auf die Umgestaltung meines Schicksals zu äußern. Es gilt im Augenblick eine entscheidende That, die ich aber ohne fremden Beistand nicht vollbringen kann. Ich habe nämlich beschlossen, mich heimlich mit Fräulein von Serbiglione zu verbinden, und dann Pisa mit meiner jungen Gattin so lange zu verlassen, bis sich der erste Zorn ihrer Eltern etwas gelegt hat. Wüßtet Ihr mir wohl einen Priester zu finden, der zur Vollziehung der heiligen Handlung bereit wäre?" — und aufs neue blickte er fragend auf Gherardo. Der war noch immer unbeweglich und stumm; nur von Zeit zu Zeit fuhr ein Zucken, wie das des Todes, über sein Antlitz. Endlich, nach heftigem Kampfe, rang sich die Sprache aus den Felsen des Schreckens und des Schmerzes empor.

„Ich will mit Pater Angelo, meinem Beichtvater, reden," sprach er dumpf.

„Ich werde mich Euch dafür lebenslang verpflichtet fühlen."

„Und werden mir dies hoffentlich beweisen."

„Auf jede Art."

„Ich beanspruche weiter nichts, als daß Sie Fräulein von Serbiglione ganz so glücklich machen, als sie es zu sein verdient," sagte der junge Mann ernst, ja fast feierlich.

„Mein wackerer Freund, das ist eine Aufgabe, zu der mein eigenes Herz mich treibt. Helft mir nur das Recht und die Möglichkeit dazu erlangen. Wann kann ich das Resultat Eurer Anfrage wissen?"

„In zwei Stunden. Wo wohnen Sie?“

Maras bezeichnete ihm sein Hôtel, und Beide verließen das Café, um Jeder den ihm nächstliegenden Weg zu verfolgen.

Gherardo schien jedoch den Weg nach Angelo's Zelle ganz und gar vergessen zu haben; denn ohne auch nur irgend auf die Oertlichkeit zu achten, eilte er dem ersten besten Stadtthore zu. Als endlich das Schweigen einsamer Felder ihn umgab, stand er still, blickte wirr um sich her und stürzte dann mit einem schmerzlichen Schrei zusammen. Sein Gesicht schlug den Boden, seine Hände wühlten sich krampfhaft in die harte, glühende Erde; der Schmerz tobte wie ein vernichtendes Gift in all' seinen Fibern. Nach langer Zeit erst ermattete in ihm die Kraft; jener Zustand physischer und geistiger Erschöpfung trat ein, der sich stets nach heftigen Krisen bemerkbar macht. Es ist dies jener Moment starrer Dumpfheit, der sich zwischen Verzweiflung und Wahnsinn befindet, aus dem der Unglückliche leicht in die Nacht des Todes oder die des Wahnwitzes hinübertritt. Der arme Erdensohn, er kann fürchterliches Elend und Leid ertragen, aber dennoch hat die Natur ihm auch hier, wenn gleich eine sehr ferne Grenze gesetzt, an der sein Organismus unter der Last des Jammers zusammenbricht. Es giebt allerdings besonders kräftige Organisationen, begabt mit einer nachhaltigen Schwungkraft, durch die sie sich zwar nicht über den Schmerz erheben — das vermag Niemand — er ist immer da in uns mit heimlich nagendem Zahn; immer droht er wie ein finsterer Wolkenstreif, wenn auch nur tief an einem sonst heitern

Horizont. — Alles, was wir vermögen, ist, denselben zu beherrschen, daß er nicht störend in unser Wirken und Leben eingreife. Aber, wie gesagt, Wenige besitzen nur die Kraft, einen solchen Riesenkampf zu bestehen; der größere Theil geht auf eine oder die andere Weise darin unter. — Gherardo befand sich in so einem schrecklich-entscheidenden Moment. Der arme Jüngling, der Beatrice mehre Male in Brighitta's Wohnung zu sehen Gelegenheit fand, hatte für die schöne Aristokratin eine so heftige Leidenschaft gefaßt, wie sie nur der Südländer in sich zu entwickeln vermag, und die durch ihre Hoffnungslosigkeit und den Zwang des Schweigens sich mit um so größerer Intensität im Innern concentrirte. Ganz der Anbetung der Geliebten hingegeben, entzückt und befriedigt durch das ihm von Zeit zu Zeit zu Theil werdende Glück ihres Anblicks, hatte er bisher keine weitere Frage an sich gethan. Erst Maras' Mittheilung rief ihn in dieser Hinsicht zum Selbstbewußtsein: entsetzt erkannte er die ganze schreckliche Wahrheit seines Verhältnisses. Der Schmerz über den Verlust, die Schrecken der Eifersucht stürmten gleichzeitig auf ihn ein.

„Ein Anderer liebt sie! Ich soll die Hand bieten, daß ein Anderer sie besitze!“ rief er mit dem schneidenden Weh der Verzweiflung. Dann sprang er plötzlich auf: „Der ich bin! der ich war! Bin ich nicht ein Mann aus dem Volke? Darf ich ein Weib lieben, welches einen adelichen Namen führt?! — Fluch der Natur, welche die Menschen gleich schafft in Gestalt, Geist und Empfindung! Fluch dem Schicksal, das sie der Ungleich-

heit äußerer Verhältnisse opfert! O es ist hart, eines ehlenden Titels, eines Wappens wegen dem Glück seines Lebens entsagen zu müssen. — Und doch ist es unwiderruflich. — Unwiderruflich; denn sie, für die alle meine Pulse leben, für die alle Empfindungen meiner Seele glühen, sie liebt einen Andern — sie kann nur glücklich werden durch ihn — durch mich, indem ich sie ihm näher führe. Das Kloster harrt ihrer — ein Leben der Entsagung und Trauer. — Ha, was ist denn mein Loos und das von Tausenden? — Mit ihm, mit dem Manne ihrer Wahl lächelt ihr Befriedigung ihrer süßesten Wünsche.— Welchen Anspruch aber hat sie auf ein bevorzugtes Geschick, wenn mich und Millionen ein ungerechter Spruch zum Elend verurtheilt? — Keinen. — Doch — sie hat gleich uns Allen das heilige Recht, sich im Leben glücklich zu fühlen" — fuhr er milder fort. — "Durch ihre Engelsgüte verdient sie, daß dieses Recht ihr werde. — Nun, es soll ihr werden, was es mich auch koste." Mit diesen Worten wendete er sich langsamen, aber festen Schrittes nach der Stadt zurück. Er hatte gesiegt, er hatte die Kraft zur Entsagung gefunden. Mit männlicher Fassung erschien er vor Pater Angelo, trug ihm seine Bitte vor und motivirte dieselbe durch Hervorhebung der hinsichtlich Maras und Fräulein von Serbiglione obwaltenden besondern Umstände. Der Priester, ein Mann von strengem Sinne, zeigte sich Anfangs wenig willfährig. Die einzige Vorstellung, die ihn zu bestimmen vermochte, war, daß Beatrice, zum Eintritt ins Kloster gezwungen, erfüllt von einer irdischen Leidenschaft, nicht geschickt sein dürfte, den

Anforderungen ihres heiligen Standes im ganzen Umfange zu genügen. Im Hinblick auf diese Wahrscheinlichkeit gestattete er also Gherardo, Herrn von Maras zu ihm zu bescheiden, um sich mit ihm über diesen Gegenstand genauer zu besprechen. Die Botschaft des jungen Mannes wurde mit Dank und Freude aufgenommen.

## Zehntes Kapitel.

Der Morgen dämmerte am tief blauen Himmel herauf, das erste rosige Licht umfloß wie eine Glorie das blühende Land, und fern im Westen wogte ein anderer weißer dunstiger Nebelocean über den Fluthen des toskanischen Meeres. Beatrice stand am Fenster ihres Schlafzimmers, die reine Stirn an die Scheiben gelehnt und begrüßte mit hochklopfendem Herzen den Tag, den sie ruhelos erwartet zu haben schien; denn ungeachtet der frühen Stunde, war sie schon völlig angekleidet, und keine Spur deutete auf ihrem Lager darauf hin, daß dasselbe durch den Druck ihres Körpers berührt worden sei. Etwas Außerordentliches schien sie zu bewegen, um ihre Seele gleichzeitig mit den Schauern des Entzückens und der Bangigkeit zu erfüllen. Als sie endlich die Helle höher und höher heraufleuchten sah, sank sie auf die Knie in stillem Gebet. Nach einigen Minuten erhob sie sich wieder, nahm Rosenkranz und Andachtsbuch, verließ das Gemach und schwebte wie ein flüchtiger Schatten über die Treppen und den Corridor. Kein Laut des Lebens regte sich noch im Hôtel. Bald stand sie an dessen hinterer Thür, die sich nach einem

reizenden Garten hin öffnete. Möglichst geräuschlos schloß sie dieselbe auf, was oft geschah, da sie, um die schönen Morgen ungestört im Freien genießen zu können, durch die Güte ihres Vaters mit einem eigenen Schlüssel versehen war. Eilig überschritt sie die Schwelle und nahm ihren Weg nach einem Gartenhäuschen, in welchem sie oft zu verweilen pflegte. Dort warf sie ihr feines Morgengewand und die weite seidene Mantille, die ihre Schultern bedeckte, ab und schlüpfte in ein einfaches Kleidchen, wie man sie von den armen Töchtern der arbeitenden Klassen tragen sieht, eine einfache Haube, Schürze und baumwollenes Umschlagtuch vervollständigten den Anzug. Nachdem sie die abgelegten Sachen möglichst gut zusammengerollt und verhüllt hatte, verließ sie, das kleine Päckchen im Arm, den Pavillon und kurz darauf durch ein Pförtchen, dessen Schlüssel sie sich im Laufe des gestrigen Tages verschafft hatte, den Garten. Die Gasse, auf die sie hinaustrat, war um diese Zeit noch verödeter, als während des Tages; obgleich auch da Fußgänger zu den seltenen Erscheinungen gehörten. Beatrice, durch diese Einsamkeit etwas ermuthigt, schritt rasch vorwärts. Es ist wahr, daß die frühe Stunde und noch mehr das Ungewohnte, sich so allein mitten auf der Straße zu sehen und wohl auch die Absicht ihres Weges sie immer noch genug beunruhigten. Wenn auch Maras Vorstellungen und ihre Liebe sie zu dem eben ausgeführten Entschluß bestimmt hatten, wenn sie sich auch sagte, daß sie durch denselben nicht sündige, weil es jedem Menschen frei stehe, sein Glück nach seiner Neigung zu gründen, so erfüllte sie doch der Schritt, den

sie gegenwärtig dafür zu thun im Begriff war, mit Bangen. Sie stand zu sehr unter der Herrschaft hergebrachter Ansichten und Meinungen, um ihn fest und ohne zagenden Rückblick zu wagen. — Maras hatte sie, wie wir wissen, am Tage vorher bei Brighitta gesehen, und seine Vorstellungen, seine Bitten hatten sie zu dem Entschluß bestimmt, auch gegen den Willen ihrer Eltern seine Gattin zu werden. Welche Bedenklichkeit, welchen Zweifel besiegte nicht die Liebe, welches Hinderniß wäre ihren Wünschen unübersteiglich! Maras aber hatte bei Beatrice außer der Liebe noch ein andres vermittelndes Gefühl die Furcht, für sich. Sie schauderte vor der Möglichkeit zurück, sich gewaltsam in einen Pflichtenkreis versetzt zu sehen, den zu erfüllen, sie sich jetzt absolut unfähig fühlte. Wie konnte sie sich mit ihrem ganzen Sein und Denken religiösen Uebungen hingeben, wenn sich alle ihre Empfindungen und Ideen in der Liebe zu einem Manne concentrirten. Mehr noch fast als die Gefahr, den Geliebten zu verlieren, schreckte sie der Gedanke, das heilige Gewand durch eine unwürdige Leidenschaft zu entweihen. Auch durfte sie von den Ihren, die ja eigentlich nur durch das Betragen der Frau von Maras zum Widerspruch gereizt waren, wegen ihres selbstständigen Schrittes mit der Zeit wohl Verzeihung hoffen. Sie hatte also in Betracht aller dieser Gründe Maras heißesten Wunsch erfüllt und ihm versprochen, den nächsten Morgen, noch ehe die Glocken zur Frühmesse riefen, das Haus ihrer Eltern heimlich zu verlassen und sich nach einer außerhalb der Stadt gelegenen Kapelle zu begeben, wo der Priester Angelo sie für immer vereinigen

sollte. Um jede Sorge wegen des Erkanntwerdens und überhaupt alles Auffallende, was der Anblick einer reich gekleideten in so früher Stunde allein wandelnden jungen Dame haben konnte, zu vermeiden, versah sie Brighitta mit einem schlichtbürgerlichen Kostüm, ein letztes Andenken ihrer vor einigen Jahren verstorbenen Tochter. So war denn alles vorgesehen, und sie gelangte ohne Anstoß an das mit Sehnsucht erstrebte Ziel. Von Maras empfing sie am Eingange des Kirchleins, das duftig und düster die Liebenden in seine heiligen Schatten lud. „Meine Beatrice, sei gegrüßt!“ rief er, indem er die zitternde Hand des Mädchens an seine Lippen preßte. „Folge mir ohne Zagen; ich schwöre Dir, nur für Dein Glück zu leben,“ setzte er mit dem innigsten Ausdruck hinzu. Sie waren indeß in die Kapelle getreten und hatten sich dem Altar genaht, über dem eine reizende Madonna mit dem Jesusknaben gar lieblich lächelte und an dessen Stufen der Priester ihrer harrte. Er vollzog das Sacrament in der einfachsten und kürzesten Form. Die Neuvermählten schieden nach dem heiligen Akt tief bewegt und mit den wärmsten Danksagungen gegen den Mann, durch dessen Vermittelung sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten. Ein bereitstehender Wagen nahm sie auf, um sie nach Mailand und von da weiter zu entführen. Ehe wir jedoch dieses Kapitel schließen, sei es uns zu erwähnen gestattet, daß seit ihrem Austritt auf die Straße ein blasser junger Mann Beatrice gefolgt war. Wie ein trüber Schatten hatte er sie auf ihrem ganzen Wege bis zur Kapelle begleitet und erst dann, als von Maras ihr entgegeneilte, als sie an

seinem Arm der Kirche zuschritt, hatte er sich mit einem unterdrückten Schmerzensausruf zurückgewendet. Es war Gherardo, der gekommen war, ihren einsamen Gang aus der Ferne zu überwachen um sich ein letztes Mal in das Entzücken ihres Antlitzes zu versenken. Welch namenloses Weh erfüllte seine Seele, während Franz und Beatrice im Wonnerausch ihrer Liebe dahin flogen.

---

## Eilftes Kapitel.

Mutter Brighitta saß in ihrem weichen Lehnstuhl, wenn auch nicht gerade von Comfort, doch von mancher früher nicht gekannten Bequemlichkeit umgeben, die sie durch Maras Freigebigkeit genoß. Ueber ihre freundliche Gestalt wallte das Sonnenlicht, das ihr Auge zwar nicht mehr erblickte, dessen belebende Wärme aber die gute Alte mit großem Wohlbehagen empfand. Sie war im Augenblick allein, als Gherardo zu ihr eintrat.

„Guten Morgen, Mutter," sagte er, indem er ihre Hand faßte.

„Wie? Du, Gherardo. Wie kommst Du heut, am Werktage schon so früh?"

„Ich bin fremd."

„Fremd? Und weshalb?"

„Ich will wandern."

„Ich erstaune über Deinen plötzlichen Entschluß; bisher hast Du Dich nie über eine solche Absicht geäußert."

„Ich habe sie auch erst seit kürzerer Zeit gefaßt."

„Zu meiner großen Betrübniß. Ich dachte immer, Du würdest mir die Augen schließen. Doch ich entsage

diesem Wunsche; ich weiß wohl, daß es Unrecht wäre, zu verlangen, Dich meinetwegen an diesen Ort zu ketten. In der Fremde bietet sich Dir Gelegenheit noch viel zu lernen, vielleicht Dein Glück zu machen.“

„Mein Glück?“ — wiederholte er dumpf.

„Welch traurigen Ausdruck hat Deine Stimme. — Was ist Dir? Warum verzweifelst Du am Glück?“

„Weil mein Schicksal unwiderruflich entschieden ist.“

„Was ist Dir begegnet, armer Gherardo? O sprich zu Deiner alten Pflegerin.“

„Nichts. — Wenn ich Dir es sage, so wirst Du nichts darin finden, als Wahnsinn.“

„Nicht doch! Du hast ja stets vernünftig gedacht und gehandelt.“

„Nein, Brighitta, dies Mal habe ich nicht gedacht; ich habe nur gefühlt und bin dem Strome meiner Empfindung blind gefolgt. Wie könnte der Mensch auch da noch denken, wenn Engel vom Himmel herniedersteigen und ihm in ihrer Glorie erscheinen. Er schaut, empfindet, betet, für den berechnenden Gedanken aber ist kein Raum in seiner Seele.“

„Wie meinst Du das? Ich kann das nicht begreifen,“ sprach die Greisin mit dem Staunen des Unverstandes.

„Ich liebe, Brighitta, ein Weib hoch über meinem Stande, die Gattin eines Andern.“

„Jesus Maria! das wäre entsetzlich.“

„Es ist's. Sei indeß ruhig, ich habe kein Gebot verletzt; kein strafbarer Wunsch hat meine Seele befleckt.“

„Das wußte ich wohl.“

„Dem Gefühl kann man eben so wenig gebieten, als dem seiner Mündung zustürzenden Strome, Wille und That aber sind unter des Menschen Macht gegeben.“

„Und Du kannst nichts Böses wollen.“

„Bisher hat Gott meinen Sinn immer noch auf das Bessere gelenkt. Ich liebte Fräulein von Serbiglione, ich liebe die Gemahlin Maras aber ohne zu erröthen. Es ist Dir bekannt, daß ich selbst die Hand bot, um sie für immer mit dem Manne ihrer Wahl zu vereinen. Nun aber scheint meine Kraft mich mehr und mehr zu verlassen; ich kann so nicht fortleben, das ist mir klar, ich muß in andere Umgebungen treten, in andere Verhältnisse, damit ich vielleicht in den Zerstreuungen der Neuheit mich selbst vergessen lerne. Wenn mir dies einst gelungen ist, komme ich wieder. Hinsichtlich Deiner bin ich ruhig, da ich Dich vor Mangel geschützt und in guter Pflege weiß.“

„Dennoch werde ich Dich sehr vermissen. Du warst mir seit der Kindheit so lieb, wie ein Sohn. Aber ich sehe ein, daß es Dir nöthig ist zu wandern: einmal wegen des Handwerks, indem Du in der Fremde Dich noch tüchtig ausbilden kannst, und mehr noch wegen Deines Kummers. Armer Gherardo! mein braver Junge. Deiner hätte sich gewiß keine Frau, weß Standes sie auch wäre, zu schämen. Doch die Welt sieht das mit andern Augen an; sie stellt die Menschen nicht nach ihrem Charakter, sondern nach ihren Titeln, ihrem Gelde zusammen, und der Einzelne kann nichts gegen diese von ihr festgestellte Ordnung.“

„Er kann nichts!“ rief Gherardo bitter auflachend,

„weil er nicht den Muth hat zu wollen. Doch das wird anders werden, muß es werden. Der Mensch muß endlich gelten, nicht sein Stand, sein Reichthum.“

„Das möchte schwer zu erreichen sein, mein Sohn, und manches Jahr wird darüber hingehen, ehe es so weit kommt,“ entgegnete die alte Frau, ungläubig den Kopf schüttelnd.

„An mir soll's wahrlich nicht liegen, daß dieser Zeitpunkt beschleunigt werde.“

„Aber sage, wohin wirst Du Deinen Weg nehmen?“ fragte Brighitta; denn ihr lag Gherardo's Zukunft unbedingt näher am Herzen, als ein ihr unglaublicher, unfaßlicher sozialer Umschwung.

„Ueber die Alpen,“ antwortete er nicht ohne Verlegenheit, obgleich er wußte, daß es ihr unbekannt war, daß von Maras dieselbe Tour genommen hatte. Wie die Zugvögel beim Wechsel der Jahreszeit den lauen Lüften nachziehen, so drängte es ihn, dem Licht und Wärmepunkt seines Lebens zu folgen. Er wollte Beatrice nahe sein, um sie und ihr Schicksal zu überwachen — denn noch vertraute er von Maras Charakter nicht unbedingt. — Wie, wenn er weniger edel, sie in der Ferne nach einiger Zeit verließe? Wer sollte sie dann stützen? ihr rathen? —

Von diesen Absichten ahnte natürlich Brighitta nichts. Sie billigte übrigens seinen Plan, nach der Schweiz zu gehen, schon deshalb aus voller Seele, weil sie ihn dort sich nicht gar zu fern wußte. Der Augenblick des Abschiedes war schwer für beide Theile. Jedoch selbst die

Greisin ertrug denselben mit jener Fassung und Ergebung, die der Leidengeprüfte sich endlich durch Thränen theuer erringt. Gherardo ordnete sein weniges Gepäck, nahm den Wanderstab und verließ ernst und langsamen Schrittes seine Vaterstadt. Einmal noch stand er und wendete den Blick nach den glänzenden Kuppeln, unter denen der schiefe Thurm sich wie ein fortwinkender Telegraph erhebt. Hinter ihm lagen dort Kindheit und Jugend, heiter, wie ein Maitag, wenn auch nicht frei von Mühen und Entbehrungen. In ihm war der Schmerz, und um ihn her die schweigende Gegenwart; vor ihm dehnte sich weit, unbekannt und düster die Zukunft, wie der dunkle Bergwald, der sich in einer unabsehbaren Kette im Norden emporstreckte. Doch er war Mann genug, um auch dem Ungewissen festen Muthes zu nahen. Nur eins fühlte er, daß er dort leben müßte, wo das Weib seiner stillen Anbetung athmete.

---

## Zwölftes Kapitel.

„Schon dachte ich, Sie würden uns heut' um die Parthie bringen, Herr Bruder," sagte ein langer, dürrer Mann, den sein tonsurirtes Haupt, so wie sein ganzer Zuschnitt als einen Mann Gottes bezeichneten — es ist eigen, daß man Geistliche in der Regel an kleinen äußern Zeichen erkennt — bei denen dies nicht der Fall ist, das sind gewöhnlich die durch sich selbst hervorragenden Individualitäten der Kaste, die für weiter nichts, als gewöhnliche Menschen angesehen werden wollen.

„Ich wurde sehr lange in der Kirche aufgehalten, es ist wahr," erwiederte der eben noch in feierlicher Reverende eintretende Wirth, die rundeste, bausbackigste und jucundeste Figur, die man sich denken kann. Es schienen wirklich in diesen beiden respektabeln Dienern des Worts die weltbeherrschenden Prinzipien, das essäische und das epikuräische, vertreten. Man hätte sich indeß schwer geirrt, die vertrocknete Gestalt für die eines Asceten zu halten: im Gegentheil, in ihr machte sich eben der Superlativ des Epikuräismus geltend. Die vollendete Kugelform seines Freundes war gerade der lobenswerthere Ausdruck eines weisen

Jüstemilieu im Genuß. Ohne sich mit den Doktrinen der griechischen Philosophie viel herumgeschlagen zu haben — es wäre auch Sünde gewesen, sich viel mit solchen Heiden zu beschäftigen, die, wie wir durch Dante wissen, alle bis an den Weltuntergang in der Hölle braten — hatte Pfarrer Beiol instinktmäßig herausgefunden, daß, um wahrhaft zu genießen, man lange genießen muß.

„Ja, der Herr Vikar wollte fast ungeduldig werden über Ihr Ausbleiben,“ bemerkte die bejahrte Wirthschafterin Seiner Hochwürden — er hatte nämlich eine ältliche adelige Dame als erste Vorsteherin seines Hauswesens bei sich, was man durchaus nur decent und lobenswerth finden kann. Es gab zwar böse Zungen, die da ausstreuten, er habe die Mutter nur der Tochter willen ins Haus genommen, weil es so im Allgemeinen in der Ordnung ist, daß die geistlichen Herren entweder junge Wirthinnen, oder doch alte mit jungen Töchtern haben. Dergleichen Voraussetzungen waren von Herrn Beiol gewiß injuriös, denn obgleich Fräulein Kathinka den ganzen Tag im Hause Seiner Hochwürden gesehen wurde, so bewies dies noch immer nichts. Die genannte Dame war, ungeachtet sie über die Zeit der Blüthe ziemlich hinaus war, noch ziemlich wohlerhalten, wenn auch die Hand der Kunst ihrer Schönheit bereits hier und da leise nachzuhelfen anfing. Wir kennen jene supremen Hülfsmittel, als da sind: Watte, Farbe, todte Haare und fremde Knochen. Was auch daran war, so viel ist gewiß, daß das Fräulein immer hübsch roth und weiß war, rund und nett aussah und besonders gegen Männer ein recht heiteres, ungezwungenes Wesen

hatte. — „Nun, Kathinka,“ wendete sich die alte gnädige Frau zu ihrer Tochter, „Du siehst wohl einmal darauf, daß das Frühstück gebracht werde.“ Das Fräulein entfernte sich und kam bald in Begleitung der tellerbelasteten Köchin zurück. Der Tisch war schnell geordnet; während man sich Bouillon, Kaviar, feines Geflügel, Austern und ein paar Flaschen Johannisberger ganz excellent schmecken ließ, verband man gleichzeitig mit dem Nützlichen das Angenehme, indem man sich mit allem Eifer in eine Whistpartie vertiefte, eine tägliche Lieblingsbeschäftigung des vor uns befindlichen vierblätterigen Kleeblattes. Nach einiger Zeit hörte man jedoch die Hausklingel. Die Köchin eilte zu sehen, was es gebe.

„Sind Seine Hochwürden zu Hause?“ fragte ein Mann aus dem Volke. Susanne wußte, wenn ihr frommer Herr zufällig bei einem frugalen Frühstück des Leibes pflegte, die auf derartige Fragen zu gebende Antwort sehr wohl; aber sie war an dem Tage gegen den Hochwürdigsten, der ihr wegen unehrerbietigen Betragens gegen Fräulein Kathinka den Dienst gekündigt hatte, in so heftiger Erbitterung, daß sie ihm dies Mal einen fatalen Strich durch seine Austern und Fasanen zu machen beschloß.

„Ja, der Herr Pfarrer sind oben,“ antwortete sie dem Manne. „Kommt nur mit.“ Man stieg in den ersten Stock. Dort angelangt, führte die maliziöse Küchenmagd den Menschen sofort nach dem gemüthlichen Frühstückzimmer, dessen Thüren sie weit aufriß. „Hier hinein, mein guter Freund,“ sagte sie, triumphirend nach dem

Spieltische deutend, an dem es sich ihr Herr noch im geistlichen Gewande so wohl sein ließ. Die Herrschaften waren durch die unerwartete Dazwischenkunft eines Fremden nicht eben angenehm überrascht. Der Hochwürdige aber, wohl auf seiner Hut, den Eindruck, den die Karten und Weinflaschen auf seinen Besuch machen mochten, durch eine rauhe Ansprache zu verschlimmern, bemeisterte seine unangenehme Stimmung so weit, daß er den Mann mit ganz besonderer Freundlichkeit ansprach.

„Ei, lieber Bog, Ihr? womit kann ich Euch gefällig sein?“

„Ew. Hochwürden werden verzeihen, wenn ich störe; aber ich habe Ihnen eine recht wichtige Sache und Bitte vorzutragen.“

„Nun, da setzt Euch nur vorerst nieder. Susanne, ein Glas für den braven Mann.“

Bog, ganz verlegen über so viel Ehre, war kaum zur Annahme eines Platzes, eher aber zu der eines Glases zu bewegen. Als diese Empfangsfeierlichkeiten endlich vorüber waren, nahm der Mann wieder das Wort.

„Ich bin eigentlich gekommen, Ew. Hochwürden einen merkwürdigen Fall mitzutheilen. Im Hofe des Hauses, in dem ich wohne, hatte sich seit einiger Zeit ein fremdes Weib eingemiethet, das uns sehr bald auffiel, und in dem wir bald genug eine Art Zigeunerin erkannten. Sie trieb allerlei unheimliche Dinge, wahrsagte, legte Karten, kochte Hexentränke und dergleichen mehr. Das beunruhigte mehre gottesfürchtige Miether, welche die Sache der Polizei verriethen, die das Weib eines Tages verhaften ließ, wie es

Landstreichern ziemt, die nicht arbeiten, sondern von satanischen Gaunereien leben wollen. Die Person aber hat einen Buben, der bei der Gefangennehmung seiner Mutter zufällig nicht gegenwärtig war und vergessen wurde. Ich nahm mich bisher des Jungen an. Da ich jedoch selbst sechs Stück zu ernähren habe, so kann ich den siebenten auf die Länge nicht gut behalten. Ich habe daher an Ew. Hochwürden gedacht, und will Sie bitten, etwas für das Kind zu thun, um dasselbe wo möglich seiner Mutter und somit den Krallen des Teufels zu entreißen, in die es durch dieses gottlose Weib fallen möchte, so daß es nie wieder in ihre Gewalt käme.«

»Das ist eine ganz christliche Idee, mein guter Mann, die ich von ganzem Herzen unterstützen will. Ich werde mich bei jener vornehmen Dame verwenden, deren heiligen Wandel ich Euch neulich bei der in ihrem Namen abgehaltenen Almosenvertheilung pries. Ich glaube mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß sie für das Kind sorgen wird.«

»Ew. Hochwürden wälzen da einen großen Stein von meinem Herzen, denn es wäre mir wahrlich nicht gleichgültig, den armen Jungen so straks in die ewigen Höllenflammen stürzen zu sehen. Er ist wirklich gar nicht übel, und wenn Sie erlauben, hole ich ihn herauf. Meine Frau wartet unten mit ihm.«

»In Gottes Namen laßt ihn kommen,« entgegnete Herr Pfarrer Beiol mit einem wehmüthigen, sehnsüchtigen Blick auf seine harrenden Schüsseln. Bog ließ ihm jedoch nicht lange Zeit zu schwermüthigen Betrachtungen; er erschien

bald wieder mit dem Zigeunerbuben, dessen gelbbraune Hautfarbe und charakteristische Gesichtsbildung, so wie das dunkle, etwas krankhaft zusammengezogene Auge seine fremde Abkunft deutlich bekundeten.

„Ihr habt Recht, das Kind ist nicht übel; wir wollen versuchen, einen guten Christen aus ihm zu machen,“ sprach der Pfarrer. „Nicht wahr, Du willst ein tüchtiger, rechtlicher Mensch werden?“ wendete er sich an den Knaben.“

„O ja, wenn das geht,“ antwortete dieser ziemlich unbefangen.

„Du wirst für den Augenblick bei mir bleiben. Susanne, er wird einstweilen in der Küchenstube untergebracht und gut verpflegt. Ich werde später der frommen gnädigen Frau meine Aufwartung machen.“

„Tausend Gotteslohn, Ew. Hochwürden, für diese christliche Barmherzigkeit,“ sagte Bog mit tiefem Bückling.

„Ihr habt sie ja gleichfalls geübt, mein Freund, und Euern christlichen Sinn nach Kräften bethätigt.“

Eine wiederholte Verneigung und ein demuthsvoller Handkuß waren die Erwiederung auf dieses Lob. Bog entfernte sich, durchdrungen von freudiger Verehrung für seinen Seelsorger. Der Junge aber wurde von Susanne in der fettduftenden Küchenstube installirt und mit einem ganz comfortabeln Inbiß regalirt.

## Dreizehntes Kapitel.

Es mochte zwölf Uhr Mittag sein, als vor einem der ansehnlichsten Hôtels des Stephanplatzes ein Wagen hielt, aus dem ein fein gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren stieg. Der Herr, der kein Anderer, als Franz von Maras war, bog sich bald wieder in die Kutsche zurück und hob aus derselben ein gar wunderliebliches dunkelgelocktes Mädchen. Die Thür wurde den Ankommenden auf das Zeichen der Glocke geöffnet.

„Ach gnädiger Herr Franz!“ rief der Portier, eine stattliche alte Soldatenfigur. „Welch ein Glück für mich, alten Graubart, Ew. Gnaden noch einmal wiederzusehen!“

„Mein guter Cyprian, Ihr erinnert Euch noch stets des trotzigen Buben?“ sagte von Maras ihm freundlich die Hand reichend.

„O, wenn der gnädige Herr auch auf Ihrem Willen beharrten, so haben Sie doch dadurch Niemand Leid zugefügt.“

„Ihr habt mir nur durch die Finger gesehen und meine losen Streiche längst vergessen.“

„Nein, nein, ich erinnere mich sehr wohl, daß der

gnädige Herr Leopold einmal verlangte, ich solle auf allen Vieren laufen, um auf mir, wie auf einem Pferde reiten zu können, daß er, als ich mich dem widersetzte, mich mit seiner Gerte über das Gesicht hieb, daß das Blut nachfloß, und daß Ew. Gnaden ihn dafür derb züchtigten."

„Mein Bruder hat gewiß dieses Verfahren später bereut; Ihr hättet es ihm daher auch immerhin vergessen können."

„Wenn mir das auch nicht so recht möglich war, so habe ich mich doch stets erinnert, daß er der Sohn meiner gnädigen Herrschaft ist."

„Ihr thut mir wohl den Gefallen und seht nach, ob ich die Anselm einige Minuten sprechen kann."

„Ew. Gnaden haben nur zu befehlen." Er entfernte sich mit unterthänigem Kratzfuß. Bald darauf kehrte er mit der Antwort zurück, daß Frau Anselm ihn ersuche, die Gnade zu haben, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Von Maras faßte das Händchen seiner Begleiterin und wendete sich dem Hofe zu, wo eine Seitentreppe nach den Wohnungen der Dienerschaft führte.

„Aber werden Ew. Gnaden denn nicht hier hinaufgehen?" sagte der thürhaltende Cyprian, dessen ehrfurchtsvolle Knechtsnatur sich über Maras Selbstverleugnung empörte.

„Laß mich immer; ein Weg ist hier wohl so gut wie der andere." Der Portier verneigte sich.

Die Person, der Franz von Maras Besuch im Augenblick galt, war die erste Kammerfrau seiner Mutter, die ihn, wie Cyprian ebenfalls, seit der Kindheit kannte. Sie

eilte ihm schon auf dem Corridor mit stürmischer Freude entgegen. „Mein theurer gnädiger Herr,“ rief sie, „endlich kann ich Sie einmal wieder in diesem Hause begrüßen.“

„Ich komme, Dich um eine Gefälligkeit zu ersuchen, liebe Anselm.“

„Befehlen Ew. Gnaden. Ich wollte nur, es wäre etwas recht Wichtiges, Schweres, damit ich Ihnen beweisen könnte, wie aufrichtig ich Ihnen ergeben bin.“

„Meine Forderung ist vielleicht bedeutend genug. Es ist heut der Namenstag meiner Mutter.“

„Ja, es sind schon alle Anstalten zum Empfang der Beglückwünschungsbesuche getroffen. Der gnädige Herr werden aber, wie es sich gehört, der erste sein.“

„Nein, liebe Anselm, nicht ich. Du kennst mein Verhältniß zu meiner Mutter seit meiner Verheirathung.“

„Leider, und es hat mich oft bittere Thränen und manches harte Wort von der gnädigen Frau gekostet.“

„Gute Seele, Du hast für mich Partei genommen?“

„Wie sollte ich nicht? Mit Ihnen schien der gute Geist von diesem Hause gewichen.“

„Du weißt, meine Schritte, in dasselbe zurückzukehren, waren bis jetzt fruchtlos. Meine Mutter konnte sich immer noch nicht an die Ueberzeugung von meiner Selbstständigkeit gewöhnen. Ich habe mir für heut einen neuen Versöhnungsversuch vorgenommen. Nicht ich will mich ihr vorstellen, mein unerwarteter Anblick möchte sie eher reizen, als besänftigen — aber meine Tochter, meine süße Stephania, soll ihr Glück wünschen und für ihren Vater

bitten. Willst Du mir also wohl die Freude machen, das Kind zu ihr zu bringen?"

"Von ganzem Herzen. O, wie könnte sie diesen Engel sehen und ungerührt bleiben. Kommen Sie, mein holdes gnädiges Fräulein."

"Ich erwarte Euch hier. Meine Tochter, führe die Sache Deines Vaters gut," sagte er beklommen, indem er das Kind auf die Stirn küßte und ihr die Locken zurückstrich. Frau Anselm entfernte sich mit ihr nach den vordern Gemächern des ersten Stockwerks.

Frau von Maras, eine lange magere Gestalt, die zur Zeit der Fülle majestätisch gewesen sein mochte, saß bereits in völligem Kostüm in ihrem schwarzen Sammetlehnstuhl. Sie trug eine jener kostbaren, aber etwas überladenen Wiener Hauben; ein braun und dunkelblau gestreiftes seidenes Kleid breitete sich in reichem Faltenwurfe um sie her, und eine Art schwarzer Atlasmantel vervollständigte den Anzug. Was die Persönlichkeit der Matrone betrifft, so gehörte sie nicht zu den gewinnenden. Ihr Gesicht, abgesehen von den Verwüstungen der Zeit, hatte einen kalten, herben Ausdruck. Man sah, daß hier jede Empfindung fremd war, daß nur das Ich sich selbst genügend als höchste Protenz verehrte. Wäre sie nicht so gewesen, wie sie war, wie hätte sie den Bitten, den dringenden Briefen ihres Sohnes widerstehen mögen. Sein ganzer Fehler bestand doch eigentlich nur darin, daß er bei der Wahl seiner Gattin seinem Herzen, und nicht ihren dünkelhaften Wünschen gefolgt war. Ihre Entrüstung war auch nicht durch das leiseste sittliche Motiv gerechtfertigt.

Sie war eben mit einer geistlichen Lektüre beschäftigt, als die Kammerfrau die Thür öffnete und die Kleine hineinschlüpfen ließ. Wie der Genius der Freude eilte sie in ihrem zarten weißen Kleidchen, das kastanienbraune Haar mit langen flatternden rosa Bändern durchflochten auf Frau von Maras zu. „Geliebte Großmutter, Stephania wünscht für Dich viel Glück vom lieben Gott, für uns Deinen Segen,“ mit diesen Worten reichte sie ihr einen köstlich blühenden Orangenzweig, gleichsam als Sinnbild von Hoffnung und Gewährung. Frau von Maras betrachtete sie einen Augenblick mit eisigem Staunen. „Nun, so nimm sie doch, die schöne Blume, ich gebe Dir sie ja so gern, weil ich Dich lieb habe,“ und immer noch streckte sie ihr das Händchen entgegen.

„Was soll das? Wer gab Dir Befehl zur Aufführung solcher Scenen?“ wendete sich die Dame streng an die arme Anselm, die sich mit gepreßtem Herzen an der Thür hielt. „Führe das Kind fort, und daß mir ähnliche Ueberraschungen nie wieder vorkommen.“

„Gnädige Frau, es ist das Kind Ihres Sohnes, sie führt Ihren Namen — Frau von Maras hieß nämlich auch Stephania. Auch sie feiert heut das Fest ihrer Schutzheiligen, wie Ihro Gnaden, soll denn das liebe unschuldige Geschöpf an seinem Namenstage von seiner nächsten Verwandten verstoßen werden?“ flehte das gute Weib, indem sie es muthig wagte, sich für eine gute Sache dem Zorne ihrer Gebieterin zu stellen.

„Ich befahl, das Mädchen fortzubringen,“ bedeutete diese mit einer so starren Kälte, daß die Kammerfrau in

ihrem Innern tiefer davon erbebte, als vor dem Ausbruch des heftigsten Zornes. Sie näherte sich der Kleinen, indem sie ihr schweigend die Hand bot, um sie zurückzuleiten.

„Vater und Mutter hatten mir immer gesagt, Du seiest so gut, so lieb, warum willst Du mich denn nicht haben, Großmutter? Ich war ja nicht unartig," sagte diese betroffen, die Augen in Thränen schwimmend, ehe sie sich mit ihrer Führerin der Thür zuwendete. Bald war Frau von Maras wieder allein. Ihr Wesen zeigte auch nicht die leiseste Veränderung, nicht die mindeste Erregtheit, außer der des Unwillens. Sie wähnte sich durch ihren Sohn Franz in ihrer mütterlichen Würde zu tief verletzt, und glaubte sich daher in ihrem Recht. Sie hatte ihre Lektüre noch nicht gar lange wieder begonnen, als ein Diener Se. Hochwürden, Herrn Pfarrer Beiol meldete.

„Wird mir höchst willkommen sein," sagte sie freundlich, indem sie sich von ihrem Sessel erhob und dem feisten Manne Gottes, der eben eintrat, mit wahrhaft christlicher Leutseligkeit entgegenging, wobei sie herzlos über den von ihrer Enkelin gebotenen Orangenzweig hinschritt, den diese in der Bestürzung ihres rauhen Abschiedes verloren hatte. Man begrüßte, bekomplimentirte sich auf die salbungsvolle Art, wie dies zwischen dergleichen Herren und alten frömmelnden Damen zu geschehen pflegt, ging sodann zu Tagesneuigkeiten über, sprach vom Wetter und erfaßte endlich als beliebten Schlußpunkt Lorl, Ihrer Gnaden Papagei, ein bissiges, lästerzüngiges Thier, das von Niemand außer seiner Besitzerin geliebt wurde, von der es

auch in diesem Augenblicke die besten Zuckerwaaren erhielt.

„Wie doch Alles, was Ihnen nahe tritt, meine gnädige Frau, sich Ihrer Milde, Ihres Wohlthuns erfreut,“ sprach Se. Hochwürden mit einer fetten schnarrenden Stimme. „O, Sie hätten gegenwärtig sein sollen, edle Wohlthäterin, als ich den Armen der Parochie das von Ihnen bestimmte Geld vertheilte. Ich hatte sie, um der Gabe mehr Feierlichkeit zu verleihen, in die letzte Seelenmesse bestellt, die ich gestern für Ihren seligen Herrn Gemahl las, und jedem vier Rosenkränze, für das Heil des gnädigen Herrn zu beten aufgegeben.“

„Daran thaten Sie sehr wohl; das führt diese Leute zur Frömmigkeit und ebnet dem Geiste meines Mannes den Weg in die ewigen Wohnungen des Friedens.“

„Besonders die heiligen Messen, Gnädigste, durch jede wird die Prüfungszeit der Flammenreinigung verkürzt,“ und meine Revenüen verlängert, dachte der Schlaue.

„Daran soll es nicht liegen; ich werde Ew. Hochwürden von morgen ab die gewöhnliche Summe für den nächsten Monat zustellen lassen.“

Beiol verneigte sich leicht. „Ich habe mich noch einer Bitte zu entledigen, für die ich bei Ihrem anerkannt frommen Streben die beste Hoffnung hege. Die heilige Jungfrau sendet Ihnen nämlich heut' an Ihrem Namenstage eine neue Gelegenheit, sich eine Stufe in den Himmel zu bauen.“

„Was kann ich thun?“

„Eine Zigeunerin, die sich seit kurzem hier aufhielt

und allerlei Teufelskünste und Wahrsagerei trieb, ist von der Behörde ergriffen und für mehre Jahre in einem Zuchthause aufgehoben worden. Sie hat einen etwa zehnjährigen Buben, der bei der Gefangennehmung der Mutter vergessen wurde und bei den Leuten des Hauses, in dem sie wohnte, zurückblieb. Eins meiner Beichtkinder, ein gottesfürchtiger, aber armer Mann, machte mich mit dem Falle bekannt und bat mich, mich des verwahrlos'ten Kindes anzunehmen, das weder von Gott noch von den Heiligen etwas weiß und so unbewußt am Abgrunde der Hölle schwankt. Da dachte ich sofort an Ihrer Gnaden christlichen Sinn und beschloß, die Bitte an Sie zu richten, sich des kleinen Heiden zu erbarmen und ihn zu einem guten Christen erziehen zu lassen."

"Von ganzem Herzen. Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank, daß Sie mich für dieses fromme Werk erwählten."

"Das zunächst zu Berücksichtigende ist, das Kind durch das Sacrament der heiligen Taufe zu weihen. Ihro Gnaden werden der Waise, für die Sie ja so viel zu thun denken, wohl auch als Pathe die Hand aufzulegen geruhen."

"Ohne Zweifel."

"Dann kann der Knabe ja in irgend einem Konvikt untergebracht und vielleicht gar für den geistlichen Stand erzogen werden."

"Es würde in der That ganz meinen Wünschen entsprechen, ihn zum Priester bilden zu lassen."

"Gebe Gott seinen Segen zu solch heiligem Vorhaben.



Bayerische Staatsbibliothek München

Ich werde denn Alles für die feierliche Taufe vorbereiten und Ihro Gnaden über die dazu bestimmte Zeit in Kenntniß setzen. Sie erlauben wohl, daß ich dies in Begleitung Ihres Schützlings thue, um Ihnen denselben doch wenigstens, ehe Sie eine Verpflichtung gegen ihn eingehen, vorzustellen. Es ist ein durchaus nicht unangenehmer Knabe mit recht verständigem Gesicht."

"Es wird mich sehr freuen, Sie bald wieder zu sehen. Uebrigens würde es, wenn das Kind auch weniger angenehm wäre, nichts in meinem Entschlusse ändern."

"Ich weiß, daß Ihro Gnaden keine äußere Rücksicht zu Ihren Handlungen bestimmt."

Hier wurde das Gespräch durch einen neuen Besuch abgebrochen, nach dessen Begrüßung sich Seine Hochwürden bald entfernte. Es war ein junger Offizier, eine dünne, zerbrechliche, obgleich ziemlich lange Gestalt, deren Eindruck, ohne eben abstoßend zu sein, doch auch nicht das mindeste Vertrauenerweckende hatte. Alles war an ihm falb und gehaltlos. Wenn jedoch die niedere, flache Stirn auf eine weniger hohe intellectuelle Fähigkeit hindeutete, so sprach aus seinen fast grüngrauen stechenden Augen immer noch physisches Leben genug, um in dem Individuum eine tiefe düstere Gedankenwelt zu begründen, die der etwas breite, fest geschlossene Mund wie ein hermetisches Schloß zu bewahren schien. Dieser halb fade, halb tückisch lauernde Mensch war Leopold von Maras.

"Guten Morgen, geliebteste Mutter; ich komme, Dir heut meine innigsten Wünsche für Dein Wohlsein zu bringen. Der Himmel erhalte Dich noch lange in Ge-

sundheit und reger Lebenskraft," sagte er süß, indem er sich tief vor Frau von Maras neigte und ihre Hand küßte.

"Ich danke Dir, mein Sohn; ich bin von Deiner kindlichen Gesinnung für mich überzeugt," erwiderte sie, gütig wie sie es gegen ihn stets war. "Ich möchte mir indeß, wenn ich an Omen glaubte, eine unangenehme Zukunft prophezeien."

"Warum das?"

"Dein Bruder ist mir aufs neue in den Weg getreten."

"Franz ist hier?" fragte Leopold mit einem Ausdruck, von dem es zweifelhaft blieb, ob der Sprecher über das Gehörte nur erstaunt oder unangenehm überrascht war.

"Er hat sich mir nicht selbst gezeigt, sondern sein Kind geschickt."

"Ein Kind."

"Ein Mädchen von ungefähr vier Jahren. Im Fall er seinen stehenden Aufenthalt hier nehmen sollte, würde ich mich dadurch bestimmt finden, Wien ganz zu verlassen um dieser Frau von Maras nicht etwa am Hofe oder sonst wo zu begegnen."

"Was allerdings sehr möglich wäre."

"Ich hoffe, auch Du wirst jede Gelegenheit vermeiden mit Franz in Berührung zu treten. Der Gedanke, seine Frau von irgend einem Familiengliede beachtet zu sehen ist mir unerträglich."

"Seien Sie versichert, theure Mama, daß auch ohne Ihren Befehl mich keine besondere Sympathie zu einer Annäherung veranlaßt."

„Du hast Recht; diese Mesalliance mit einer so pauvren Person, mit der Tochter eines liederlichen, bankerotten Spielers, ist ein Aergerniß für unser ganzes Haus, das in die höchsten Stammbäume Oesterreichs und Ungarns verzweigt ist. Du bist jetzt nur noch meine Hoffnung. Du, mein Sohn, wirst es wieder zu seinem alten Glanze erheben, nicht wahr?“

„Glauben Sie wenigstens, daß ich deshalb von dem besten Willen durchdrungen bin,“ erwiederte Leopold ehrfurchtsvoll. Die Unterhaltung richtete sich von nun an auf die übrigen, dem Leser schon seit Herrn Beiol's Besuch bekannten Gegenstände, und besonders auf den Zigeunerbuben.

## Vierzehntes Kapitel.

Franz von Maras hatte, wie wir wissen, Pisa heimlich mit seiner jungen Gattin verlassen und sich von da nach der Schweiz begeben, von wo er endlich nach fünf Jahren nach Deutschland zurückkehrte. Beatrice hatte ihn während dieser Zeit mit einer Tochter, der kleinen lieblichen Stephania, die wir bereits kennen lernten, beglückt. Mehre Mal hatte er in diesem Zeitraume versucht, seine Mutter wegen seiner gegen ihren Willen geschlossenen Verbindung zu versöhnen; aber immer waren seine Briefe unerbrochen unter Umschlag wieder an ihn zurückgelangt, bis er endlich den Entschluß faßte, seine Tochter als Fürsprecherin zu ihr zu senden, von deren Liebreiz er sich ein günstigeres Resultat versprach. Die kleine Familie reis'te denn kurz vor dem Namensfeste der Frau von Maras nach Wien, und es geschah, was wir in dem frühern Kapitel berichteten.

Die Rückwirkung war für das Elternpaar schwer verletzend und schmerzlich. Franz glaubte sich besonders gegen seine tief gekränkte Gattin zur Genugthuung verpflichtet. Es mußte ihm jetzt sogar selbst daran liegen, der Welt zu beweisen, daß weder seine Familie, noch er

Ursach hätten sich seiner Wahl zu schämen. Er richtete sich denn förmlich in der Hauptstadt ein, indem er in die einst verlassenen Verhältnisse und Kreise zurücktrat, und schon bei der nächsten Cour erschien Beatrice trotz ihres Sträubens nach seinem ausdrücklichen Willen am Hofe. Der Erfolg ihres Auftretens war ungeheuer. Wo wäre ein Herz, was nicht der Schönheit huldigte, der Schönheit, die Geist und Liebenswürdigkeit zur Harmonie verklären. Nur ein lasterhaftes, verstricktes Gemüth mag sich grollend von ihr wenden. Die arme junge Frau sah sich plötzlich in einen solchen Wirbel von Zerstreuungen gezogen, daß sie oft mit Bedauern auf ihr schweizerisches gemüthliches Stillleben zurückblickte. Sie liebte ihren Mann, ihr Kind zu sehr, um sich mit einem flüchtigen Sehen zu begnügen; sie wollte ihnen ganz gehören. Das Bedürfniß, die Freude außer dem Bereich ihrer Häuslichkeit zu suchen, war ihr unbekannt; ihr Herz fand hier die vollste Befriedigung. Mit einem wahren Geize berechnete sie die Stunden, welche die große Welt ihrem süßen Empfindungsleben ließ, und wenn sie ihrem Gemahl jedes Opfer zu bringen fähig war, so mochte er es als keins der kleinsten ansehen, daß sie sich in dieser Hinsicht seinen Wünschen gefügt hatte. Da Leopold von Maras nicht wie seine hartherzige Mutter es gethan hatte, Wien wegen der Rückkehr seines ältern Bruders verlassen konnte, so fand er sich sehr bald in dem Fall einer unvermeidlichen Begegnung mit demselben; ein Ereigniß, das er nie besonders ersehnt hatte. Nach ihren durchaus entgegengesetzten Charakteren hatten sie stets als abstoßende Pole aufeinander eingewirkt.

Franz, wahr und gerecht, verhielt sich zu seinem Bruder, der falsch und selbstsüchtig, von Kindheit an, und seine Wünsche als Gesetz erkannte, als scharfer Gegensatz, ohne daß jedoch diese Naturellverschiedenheit seine Neigung für Leopold bedeutend gestört hätte. Als Knabe, da er ihm noch stets nahe lebte, hatte er diesen Unterschied freilich oft unangenehmer empfunden, und es hatte zwischen ihnen ein eher feindliches Verhältniß geherrscht; später aber, nachdem sie das väterliche Haus verlassen und sich jeder nach besondern Richtungen gewendet hatten, war auch dieser Zwiespalt, und in Franzens Gemüth sogar bis auf die Erinnerung daran erloschen. Mit Leopold war es freilich anders. Er konnte es dem Bruder nie verzeihen, daß dieser überall, wo sie nebeneinander aufgetreten waren, sich einer wahrhaften Theilnahme erfreute, während man ihm nur stricte Convenienzrücksichten gewährte. Sein Stolz empfand dies zu tief, und zu verblendet, in sich selbst die Ursache dieser Wirkung zu erkennen, warf er alles Gehässige derselben auf Franz. Immer lagerte in seiner Seele gegen ihn ein heimlicher Groll, der nur der Gelegenheit des Ausbruchs harrte. Diese fand sich. Die Geschwister trafen in einem Hofzirkel zusammen, und Leopold wurde, wie Alle, von Beatricens Anmuth bezaubert. Selbst wenn er weniger empfänglich für weibliche Reize gewesen wäre, als er es war, so hätte dieser mächtige Eindruck als nichts anderes, als eine unabweisliche Folge betrachtet werden können. Bei ihm beschränkte sich indeß das Gefühl nicht auf eine reine Bewunderung und das Entzücken des Anblicks; in ihm loderten Leidenschaft und

Begierde gleichzeitig auf. Er schloß sich seitdem mit einer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit an Franz, die dieser, glücklich, wenn nicht die Mutter, doch wenigstens den Bruder wiedergefunden zu haben, auf das Herzlichste erwiederte. Man sah sich täglich, zu jeder Stunde: Partien, Jagden, Gesellschaften, alles wurde gemeinschaftlich unternommen. Beatrice sah mit unendlichem Vergnügen, daß die Wolken, die früher manchmal über die Stirn ihres Gemahls zogen, seit seinem Zusammentreffen mit Leopold gänzlich verschwunden waren. Diese Bemerkung steigerte natürlich die Rücksicht für ihren Schwager fast bis zur Dankbarkeit, und auch in Bezug auf ihre Schwiegermutter erblickte sie in ihm den künftigen Vermittler, der auch jenen letzten Kummer von ihrem und ihres Mannes Herzen nehmen sollte. So lebte sie, zufrieden mit der Gegenwart, umgaukelt von Träumen der Hoffnung. Auch Leopold fand das Resultat seiner bisherigen Bemühungen durchaus genügend und baute wohlgemuth seine fernern Pläne auf diesen ersten Erfolg. Sei es nun, daß er durch seine Erfahrungen in der großen Welt zu sehr verderbt, auch seine Schwägerin des Verraths gegen ihren Mann fähig hielt, sei es, daß er in sein verführerisches Talent ein festes Vertrauen setzte, ihre Neigung durch dasselbe zu gewinnen und ihr Rechtsgefühl nach und nach wanken zu machen. So war der Herbst hingegangen und der Winter mit seinen kerzenerhellten Ballsälen, Conzerten und Opern herangekommen. Leopold wähnte sich dem glücklichen Wendepunkt seiner Liebe ziemlich nahe, und eine Art wonnigen Rachegefühls durchbebte ihn, wenn

er bedachte, daß er nun endlich seinem Bruder bald als der Bevorzugte gegenüberstehen und im Stande sein würde, sich an ihm für die vielen wegen seiner erlittenen Zurücksetzungen zu rächen. Sicher, bereits Beatricens volles Vertrauen, ihre schwesterliche Zuneigung zu besitzen, begann er nun sein eigentliches wohlberechnetes Spiel Er wurde im Umgange mit den Seinen ernster und ernster, bis endlich eine tiefe Niedergeschlagenheit sich seiner zu bemächtigen schien. Auch seine Besuche unterbrach er von Zeit zu Zeit, für einige Tage, um diese Zeiträume später gegen Beatrice als Momente eines heftigen Kampfes gegen seine Leidenschaft hervorheben zu können. Dann zeigte er sich wieder während einiger Wochen gleich eifrig in dem Verlangen, der Familie seines Bruders nahe zu sein. Besonders suchte er durch seine für die kleine Stephania zur Schau getragene Vergötterung auf seine Schwägerin einzuwirken. Er kalkulirte ganz richtig, daß die dem Kinde bewiesene Liebe das sicherste Mittel sei, sich die Sympathien der Mutter zu gewinnen. In der That, Beatrice freute sich innig, ihren Liebling auch von ihm, dem nächsten Verwandten, nun geliebt zu wissen. So schien denn alles seinen Wünschen günstig, und er meinte, immerhin die letztern Sturmmaßregeln in Anwendung bringen zu können. Seine Melancholie wurde mit jedem Tage bedenklicher; er zeigte sich seiner Schwägerin gegenüber sogar manchmal verlegen; er schien bei ihrem unerwarteten Anblick zu erschrecken, und war bei alle dem doch in Gesellschaft nur Auge und Ohr für sie; so daß der lauernde Argwohn sehr bald in seinem Betragen reichen Stoff zu Voraus-

setzungen und Commentaren fand. Nur Beatrice, unbekannt mit der Verworfenheit der Menschen, mit dem Scharfsinn der Verläumdung, fern von dem Gedanken des Verbrechens, fern von der Ahnung, daß man in ihr an die Möglichkeit desselben glauben könne, bemerkte nichts von den vieldeutigen Blicken, den halben über sie und ihren Schwager geflüsterten Worten; nur Franz in dem unbegrenzten Vertrauen in sein Weib, in seinen Bruder, sah das spöttische Lächeln nicht, daß ihn in den Cirkeln begrüßte, wenn er seine Gattin am Arm, stolz und freudig in dieselben eintrat. Ein entscheidender Coup mußte endlich von Seiten Leopolds geschehen. Sein veränderter Humor, seine Kränklichkeit, die ihn oft mehre Tage das Zimmer zu hüten zwang, hatten seine Geschwister längst lebhaft beunruhigt, und er glaubte sich Beatricens Theilnahme sicher genug, um endlich ein ernstes Debüt als Liebhaber zu wagen. Einst nach einer mehrtägigen Abwesenheit, während welcher er manche Potion, manche Schachtel Pillen ungenossen bei Seite gebracht und den Arzt auf die unverschämteste Weise geäfft hatte, trat er des Morgens in das Wohnzimmer seiner Schwägerin, worin sich diese mit ihrer kleinen Tochter anwesend befand.

„Ah, lieber Oheim!“ rief die Kleine, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu eilend, „wie bist Du lange geblieben. Es sind so viele Tage, seit Du nicht hier warst.“

„Ich war krank, mein süßes Kind.“

„Vater sagte es mir, und es hat uns Alle so traurig gemacht.“

„Alle?“ wendete er sich mit einem fragenden Blick an Beatrice.

„Gewiß,“ antwortete diese mit dem Ausdruck der Wahrheit.

„Weißt Du auch schon, was ich Schönes bekommen habe?“ unterbrach Stephania.

„Wie sollte ich.“

„Nun, so muß ich es Dir wohl zeigen, nicht wahr? Ach, es ist so schön und so groß, so groß wie ich.“

„Du machst mich neugierig.“

„Ich bin gleich wieder damit hier.“ Mit diesen Worten sprang sie fort.

„In der That, Dein anhaltend leidender Zustand, lieber Leopold, betrübt uns sehr,“ setzte die junge Frau fort. „Möchtest Du nicht vielleicht deshalb noch andere Aerzte consultiren. Vielleicht daß eine richtigere Erkenntniß des Uebels auch eine schnellere Hebung desselben ermöglicht.“

„Ich zweifle; es giebt Leiden, gegen welche die Hülfe der Kunst nichts vermag.“

„Wahr; doch was ließe vermuthen, daß das Deine solcher Art sei?“ Leopold seufzte. „Um Gotteswillen, nimm diese Angst von mir. Hat der Doktor sich irgendwie über dessen besonderen Charakter erklärt? Das wäre entsetzlich!“

„Was weiß der Doktor.“

„Aber wenn Du den Grund der Krankheit kennst, wenn Du Dir über dessen Ursache klar bist, warum schweigst Du gegen den Arzt darüber? Sieh, ich werde

Dich bei Franz verklagen und ihn anregen, deshalb ein recht ernstes Wort mit Dir zu sprechen.«

»Nein, nein, um Alles in der Welt nicht! ich bitte Dich.«

»So aber kann es doch unmöglich mit Dir fortgehen.«

»Nein, das fühle auch ich. Mein Schicksal muß sich entscheiden: entweder zum Untergange oder zum Glück.«

»Du erschreckst mich, Leopold.«

»Länger kann, länger mag ich dieses Leben zwischen Qual und Hoffnung nicht ertragen.«

»Aber so sprich doch! Welches Unglück hat Dich betroffen? Kann denn Theilnahme nichts für Dich thun?«

»Alles.«

»Und Du schweigst?«

»Ich möchte es mir selbst verbergen. Und doch lebt es glühend in meinem Herzen. Beatrice, nun — Du hast es gewollt — wisse denn — ich liebe Dich!« Ein Schrei beantwortete dieses Geständniß. Die arme Frau barg trostlos ihr Gesicht. »Ja, ich liebe Dich mit dem ganzen Wahnsinn der Leidenschaft! — O weise mich nicht zürnend von Dir: ich habe gekämpft gegen mich selbst wie ein Mann, ich habe gelitten wie ein Märtyrer. Aber Du siehst, meine Kraft ist gebrochen, und Körper und Geist müssen endlich unterliegen!«

»Ich unglückseliges Weib! — Fliehe mich, verlaß Wien unter irgend einem Vorwande.«

»Das kann ich nicht — ich kann nicht leben ohne Deinen Anblick.«

»So werde ich Franz zu einer Veränderung unseres Aufenthalts bewegen.«

„Thu's, dann häng' ich mich an Eure Fersen. Nichts ist vermögend, mich von Dir zu entfernen. Oder willst Du mich an Deinen Mann verrathen? Willst Du, daß der Bruder mein Unglück kenne? daß er mir das Herz durchbohre und dann der Verzweiflung anheimfalle?“

„Nie, nie!“

„So laß mich Dir nahe bleiben, himmlisches Weib! Von dem Glücke, welches ihn in reichster Fülle überstrahlt, laß manchmal auch einen süßen Blick auf mich fallen. Habe Mitleid mit mir.“

„O gewiß, das habe ich, armer Leopold. Ich möchte mir selbst fluchen, mich selbst vernichten, daß diese unglückliche Gestalt Dir reizend scheinen mußte.“

„Scheinen? — Nein: sie ist Wahrheit, sie ist das Urbild alles Herrlichen.“

„Sprich nicht so zu mir!“ rief sie abwehrend, denn eine schreckliche Erkenntniß durchzuckte sie.

„Ich habe nichts zu schonen; mir gilt die Frage: Leben oder Tod? — Beatrice, kannst Du mich tödten? — Gnade! — Laß mich das Sonnenlicht noch fort genießen, laß mich den Morgenstern der Liebe in Deinem Auge schauen! — Sei mein — mein, und wär's auch nur für flüchtige Augenblicke. Beatrice, nie hat ein Mann Dich mehr geliebt, wie ich!“ —

„Ich glaub's, nie hat ein Mann mich so geliebt, wie Du —“

„O habe Dank!“

„Denn noch keiner hat mich je durch ein so entehren-

des Geständniß verletzt," fuhr sie strafend fort. "Ich beklagte Dich im Augenblicke, weil ich Dein Gefühl für rein, Deine Absicht für vorwurfsfrei hielt; ich irrte: Du bist ein Verräther. Du willst mich erniedrigen und Deinen Bruder ins Verderben stürzen."

"Das Letztere wird unfehlbar geschehen, wenn Du bei Deinem Ausspruche beharrst."

"Ich habe Dir nichts mehr zu sagen."

"Beatrice, reize meine Leidenschaft nicht bis zur Raserei!" — Sie schwieg. "Nicht mir, nicht Deinem Manne allein — auch Dir dürften die Folgen dieser Stunde fühlbar werden."

"Ich erwarte es" — antwortete sie tonlos.

"Du verwirfst mich also?"

"Ich verachte Dich."

"Und ich, ich hasse Dich von diesem Augenblick an; bei der Hölle! Du sollst es schwer empfinden."

Sie heftete noch einen starren, festen Blick der Verachtung auf ihn; dann wendete sie sich langsam nach der Thür und verließ das Zimmer.

Leopold's Augen folgten ihr mit der Wuth eines Schakals. "Du sollst es schwer empfinden," rief er ihr mit rasendem Lachen nach, nahm seinen Hut und entfernte sich eiligst aus dem Hôtel.

Er war wüthend über das Resultat seiner langen Bemühungen, seines wohlgeordneten, geschickten Spiels. Er hatte so gut gerechnet; nur eine Thorheit hatte er

begangen; er hatte den Maßstab für Beatricens Charakter aus der großen Welt genommen. Ueber das Mißlingen seiner Absicht blieben ihm nach dem durchlebten Auftritt natürlich keine Illusionen, und sein ganzes Denken und Streben konnte sich von nun an nur der Rache zuwenden.

## Funfzehntes Kapitel.

Beatrice war nach dem Vorgefallenen höchst erstaunt, ihren Schwager bei ihrem nächsten Zusammentreffen höflich und zuvorkommend zu finden wie immer, ohne auch nur im Leisesten an die zwischen ihr und ihm stattgehabte Scene erinnert zu werden. Das Ganze schien wie ein Anfall von Wahnsinn aus seinem Gedächtniß verschwunden; fast hätte sie es selbst als den Traum einer Fieberphantasie betrachten mögen, wenn sie nicht manchmal ein deutungsvoller, tödtender Blick aus Leopold's grün schillernden Augen getroffen hätte, der alle ihre Nerven beben machte, indem er sie fühlen ließ, welch ein drohender Feind ihr in ihm gegenüberstand. Dieser Blick sagte ihr, daß das Verderben sich ihr um so sicherer, weil verborgen, bereitete. Und doch lag es nicht in ihrer Macht, es abzuwenden. Freilich hätte sie Franz unterrichten und vereint mit ihm die Gefahr umgehen mögen: aber sie hatte nicht den Muth, dem geliebten Manne den Schmerz zu bereiten, in seinem Bruder den niedrigsten Verräther zu erkennen und den Fluch des Bruderhasses in sein edles Herz zu schleudern. Sie zog es vor, allein und schutzlos als ein Opfer

von Leopold's Rachsucht zu fallen. Sie täuschte sich in ihren finstern Ahnungen nicht. Obgleich ihr Schwager in ihr nur das schöne Weib mit einer durchaus sinnlichen Leidenschaft liebte, ohne irgend unter dem Einfluß einer geistigen Einwirkung zu stehen, so war er, eben weil seine Neigung jedes edleren Prinzips entbehrte, durch die erfahrene Zurückweisung um so furchtbarer gereizt. Er hatte sich ihren Untergang geschworen, und wenn er sich im Augenblick noch hinter einer glatten Außenseite verbarg, so geschah dies nur, um seinen Zweck vollständiger zu erreichen, um gleichzeitig sie und seinen Bruder entschieden zu vernichten. Dieser Zweck war sein Gedanke und sein Traum, immer stand er vor ihm wie ein unheilbringendes Meteor. Nur die für denselben zu wählenden Mittel beunruhigten seine Spekulationen einigermaßen. Doch seine negative Natur überwand diese Schwierigkeit, sein in jedem feindseligen Streben so außerordentlicher Scharfsinn fand bald das Wie und Wann der Verwirklichung seines Vorhabens.

Beide Brüder waren von einem der höheren Beamten des kaiserlichen Forstinstituts zu Marienbrunn zu einer großen Jagd eingeladen. Nach einem im Freien in tüchtiger Bewegung verlebten Tage fand sich die laute, fröhliche Männergesellschaft um eine reich servirte Tafel vereinigt, wo Jeder auf das eifrigste bemüht war, Küche und Keller die gebührende Ehre zu erweisen. Gemüthliche Toaste — daß es auch welche politischen Inhalts geben könne, träumte damals unter der Franz-Metternich'schen Vormundschaft noch keine Seele — schlechte Witze und lustige Einfälle belebten das höchst interessante Gabel-

und Gläserspiel. In dem Maße, als die Magen sich füllten und beim Dessert die eigentlichen Libationen begannen, wurde die Unterhaltung immer ausgelassener und lärmender. Jagdabenteuer, Reminiscenzen aus den letzten Kriegen, ein wenig Chronique scandaleuse, ja sogar vom Weindunst zu Tage geförderte vertraute Mittheilungen vor dem Plenum mengten sich zu einem wunderbaren italienischen Conversationssalat, der, wenn er schon dem wirbelnden Sprecher vortrefflich behagte, für den nüchternen Beobachter ein um so größeres Interesse haben mußte, weil ihm auf diese Weise der reichste Stoff zu psychologischen Beobachtungen geboten wurde. Hier war kein Schein von Etiquette oder Zwang, und was sich etwa noch als lästiger Hinterhalt im Herzen befand, sprengte der Oberfeuerwerker Wein mit den knallenden Pfropfen in die Luft. „In vino veritas," sagt ja das alte Sprichwort. Das wissen auch die schlauen, raffinirten Bösewichter sehr wohl, und hüten sich, mit dem zungenlösenden Saft eine zu innige Bekanntschaft zu machen, weil sie im Rausch die schwarze Tiefe ihres Innern zu enthüllen fürchten. In der That, es wäre eine sicherere und kürzere Prozedur, Personen, zu denen wir in irgend wichtige Beziehungen zu treten wünschen, der harmlosen Weinprobe zu unterwerfen, statt uns auf Empfehlungen, Zeugnisse, glatte Worte und ein langes, meist undankbares Charakterstudium einzulassen. Eine oder einige Flaschen Wein würden uns schnell zu dem Resultate einer richtigen Beurtheilung führen und uns die häufigen Unannehmlichkeiten späterer Enttäuschung ersparen, die oft unsere Ruhe, unser Glück vernichtet. Alles müßte

also trinken: Braut und Bräutigam, Beamter und Partheimann, Pferdehändler, Wucherer und Schuldner vor Abschließung des Geschäfts. Es würde dann weniger lange Gesichter, weniger Betrogene geben. Diese Rauschprüfung würde gewiß von Manchen recht annehmbar gefunden werden. Man könnte sie übrigens, da man doch einmal das Feierliche liebt, mit einer Art Decorum ausstatten und sie etwa als ein Surrogat des ohnehin schon so abgenutzten Schwurs anwenden, der weder bei Hoch noch Niedrig mehr recht ziehen will. Tausend gegen Eins, Jesuiten und Juden wären dann in extremen Fällen um ihre restrictio mentalis scheußlich geprellt und müßten bon gré, mal gré ihre Beichte vor dem Weinfaß des rebenbekränzten Gottes ablegen. Die Pfarrherren allerdings, obgleich im Allgemeinen nicht gar so unversöhnliche Feinde des Bacchus, werden bei unserm unschuldigen Vorschlage über Blasphemie in die Wolken schreien. Die Sache dürfte allerdings, wenn sie außer ihrem theologischen auch noch einem Charakterexamen unterworfen würde, nicht immer ganz geheuer für sie ausfallen. Die theure Gemeinde möchte dann oft in dem seinem Schafspelz entschlüpften Seelenhirten eine ganz andere, einem Heuchler und Lügner nicht unähnliche Kreatur, sehr häufig gar einen Atheisten erblicken. So viel steht fest, daß nur noch die wenigsten der jetzigen Theologen das glauben und thun, was sie lehren. Eine zweite für unsern Vorschlag zu fürchtende Opposition sind die Mäßigkeitsvereinler. Sie dürften auch dann, wenn sie selbst vorurtheilsfrei genug wären, sich über die Anstößigkeit der Sache hinwegzusetzen, sich der

Rauschprüfung schon darum nicht unterziehen, weil sie dadurch in Gefahr geriethen, ihre kleinen Unmäßigkeitssünden der Publizität preis zu geben.

Unsere frohe Jagdgesellschaft, unter der sich weder Geistliche noch Mäßige von Profession befanden, hatte dergleichen Skrupel nicht zu berücksichtigen und ergab sich ohne Rückhalt dem Impuls der Neigung und des Augenblicks. Es waren zwar nicht eben Alle aus dem Zustande der Nüchternheit in eine erhöhte Stimmung übergegangen. So behielten z. B. die Brüder von Maras beide unverändert ihr kaltes Blut. Franz war nüchtern aus Grundsatz und Leopold aus Calcül. Längst mit seinen Racheplänen gegen Beatrice im Reinen, hatte er in dem gegenwärtigen Feste die beste Gelegenheit zu deren Ausführung erkannt und dieselbe zu nutzen beschlossen. Die ihm hierzu tauglichste Rolle schien ihm die des Betrunkenen, die, indem sie ihn jeder Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit enthob, ihm beliebig alles Vorbedachte vorzubringen gestattete. Er wählte sie denn, und fing an, sie mit einer Fertigkeit zu spielen, die wahrlich nicht hinter den ihn umgebenden natürlichen Erscheinungen zurückblieb. Auge, Wort und Geberden hatten den Ausdruck des wirren, schwankenden Bewußtseins, und seine tobende Ausgelassenheit that es selbst den tollsten Zechern zuvor. Das Gespräch hatte unterdeß eine politisch-skandalöse Wendung genommen. Eine hochgestellte Dame, die am Hofe bedeutenden Einfluß übte, war der Gegenstand geworden, an dem die mitunter etwas schweren Zungen sich zu reiben suchten.

„Ich sage Ihnen, Baron, niedertreten könnte ich dieses stolze, odiöse Weib, wo ich es sehe," schrie ein feister, sehr häßlicher Cavalier seinen Nachbar an; „sie verbittert mir jeden Hofzirkel."

„Altes Paviansgesicht, wie kannst Du auch verlangen, daß ein Weib, und ein so hübsches wie die Z., mit Dir charmire." Mit diesen Worten schlug sein anderer Nebenmann den Sprecher gewaltig auf die Schulter.

Dieser, sonst im Umgange recht geschmeidig, war im Augenblick etwas difficile und nahm die Aeußerung seines Freundes entsetzlich krumm. „Euch, Oberst, dächte ich, könnte meine Häßlichkeit doch nicht so besonders auffallen. Ihr müßt durch Euern Spiegel wohl an so etwas gewöhnt sein; man fand uns ja immer so ähnlich." Das war in der That der Fall.

Der beepaulettete Herr war über diese Bemerkung seinerseits nicht eben entzückt. „Ich denke, es möchte sich zwischen uns noch immer ein Unterschied finden," entgegnete er wegwerfend.

„Daß Ihr weniger Haare und mehr Schulden habt, als ich," lachte der Andere.

„Was! mir das!" schrie aufspringend der Militär. „Alle Kreuztausenddonnerwetter!"

Franz von Maras eilte zwischen die Schönheitsprätendenten und suchte den losbrechenden Sturm auf alle Weise zu beschwören.

„Herr von Brucksdorf, beruhigen Sie sich, der Oberst hat ja nur gescherzt. Sie wissen, er bringt Sie manchmal gern in den Harnisch, um sich am folgenden Tage bei

einem halben Dutzend Flaschen Champagner mit Ihnen versöhnen zu können. Das ist ja eine alte Sache."

"Nein, nein, es ist mein Ernst: er ist ein unausstehlicher Kerl, der sich wunder was einbildet. Er kann die Z. nur darum nicht leiden, weil sie ihn ignorirt. Sie ist übrigens ein ganz charmantes Weib und immer sehr graziös gegen mich," erwiederte dieser immer aufgeregter.

"So hört doch den Gecken, sie hat ihn zum Narren," rief Brucksdorf.

"Begleiten Sie mich nur einen Augenblick in das andere Zimmer, dort will ich Ihnen über das Verhältniß der Gräfin Brucksdorf klaren Wein einschenken, Sie werden sich wundern," raunte Franz dem ergrimmten Offizier zu, indem er ihn mit sich fortzuziehen suchte, was ihm auch gelang. Es wurde ihm eben nicht schwer, ihm irgend eine erbauliche Geschichte aufzubinden, nach deren Anhörung der Held sich besänftigte und endlich auf einem Sopha die Welt und seinen Streit vergaß. Franz war zurückgekehrt und hatte wieder an der Tafel, und zwar neben seinem Bruder Platz genommen, der eben mit einer Wegwerfung, als wären es papierne Conventionsgulden, tausend Dukaten für die Stammanciennetät eines in einem fürstlichen Gestüt figurirenden Hengstes verwettete, was ihn in den Augen seiner Umgebung natürlich ungemein hob, da sie darin einen ächt adeligen Zug erkannte.

"Wo haben Sie denn den Obersten gelassen?" fragte ein halbentschlummernder feister Landjunker.

"Er wünschte noch etwas im Nebenzimmer zu verweilen," antwortete Franz.

„Das hätte ein ärgerlicher Handel werden können," bemerkte mit wichtiger Miene der nicht fern sitzende Kammerherr von Hoyerswald, der auch aus Gründen im Weingenuß eine weise Mäßigkeit geübt hatte. „Es wäre jedenfalls sehr unangenehm gewesen, wenn höchsten Orts oder vor der Gräfin etwas über die hier statt gehabte Conversation verlautet hätte."

„Sie verdient eine solche Ehre auch gar nicht, daß man unter honetten Leuten von ihr spricht," brummte der schläfrige Fettwanst.

„Lieber ein Hoch den Bessern des Geschlechts!" rief ein junger Mann, der eben von einer unsäglichen Anbetung für eine schöne Tänzerin des Ballets durchdrungen war.

„Ja, ein Hoch den Frauen!" tönte es im Chor. „Ein Hoch unsern Frauen!" stimmten einige Ehemänner bei, die ihre Legalität selbst im Rausche nicht verläugneten. Wir müssen jedoch leider gestehen, daß dies nur sehr wenige waren. Alles erhob sich; die Gläser klirrten zum Toaste.

„Nun Franz, auch unserer lieben Frauen, unserer Beatrice!" rief Leopold fast stammelnd und mit dem stupiden Lachen der Geistesverwirrung. „Du wirst hoffentlich doch nicht so genau hinsehen, wenn auch ich etwas Theil an ihr nehme; Du weißt ja: „Entre amis tout est commun," und wir sind gar Brüder. Ich sehe darin durchaus nichts Anstößiges. Wenn die Türken den Männern gestatten, mehre Weiber zu haben, warum sollten wir civilisirte Deutsche nicht so galant sein, unsern Damen ein wenig die Vielmännerei zu erlauben? Nicht wahr, meine Herren?" wendete

er sich an die Gesellschaft, die mit einem unmäßigen Gelächter antwortete: „Ich meine — das — bringt Veränderung in die — Mo — no — tonie der — Verhältnisse.“ Franz war wie vernichtet. So abgeschmackt und sinnlos ihm auch das Geschwätz eines Betrunkenen erscheinen mußte, so wenig glaubwürdig auch in einer so gänzlichen Geisteszerrüttung gesprochene Reden sein mochten, so blieb der Eindruck derselben dennoch ein höchst verletzender. Dies schien auch die ganze Versammlung im zweiten Augenblicke trotz des in den Köpfen vorherrschenden Weindunstes zu fühlen, und Manchem mochte wohl der Gedanke an eine etwas ernstere als die eben zwischen dem Obersten und von Brucksdorf stattgefundene Scene aufsteigen. Ein Schweigen der Bestürzung folgte plötzlich auf den lauten Ausbruch der Lust. Leopold glotzte umher wie ein Idiot.

„Nun — die Herren — werden mir doch nicht — für — ungut nehmen, daß ich — so'n — Bischen — mit meiner Schwägerin — liebäugle? — Solcher — Versuchung — hätte der heilige Franziskus, Fran—zis—kus nicht widerstanden. Unsere — Beatrice — ist zu reizend. — Nicht wahr — Franz — das siehst Du — ein?“ Mit diesen Worten wollte er auf seinen Stuhl niedertaumeln, den er jedoch, wenn nicht sein Bruder ihn gefaßt hätte, schwerlich erreicht haben dürfte. Um die Tafel herum begann das Stimmengewirr aufs neue. Die lauten Unzurechnungsfähigen lachten; die Besonnenen sprachen halblaut, mit Blicken auf das Bruderpaar deutend. Franz fühlte sein Blut wechselsweise in seinen Adern erstarren und glühen.

„Ich dächte, wir sähen einmal nach Herrn von Brucksdorf; er bleibt sehr lange," sagte er mit möchlichster Fassung zu Leopold, „gieb mir Deinen Arm." Dieser, der während dessen wieder ein Glas mit der rohesten Affektation geleert hatte, schien dem Zustande der Thierheit immer mehr zu verfallen. Ohne weiter ein Wort zu sagen, blinzte er Franz mit halbgeschlossenen Augen an, streckte den Arm maschinenmäßig bis zu dem seinen empor, ließ sich halb und halb von ihm in die Höhe ziehen und wie Herr von Brucksdorf aus dem Saale führen. Nach einigen Stationen gelangte man zu ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer, an dessen Thür aufs neue ein bedeutender Halt gemacht werden mußte, um den in einer von Leopolds Taschen befindlichen Schlüssel herbeizusuchen, eine Sache, die nicht ohne bedeutende Schwierigkeit ermöglicht wurde. Endlich war das letzte Hinderniß besiegt und das Gemach geöffnet. Franz leitete seinen Bruder bis an das Bett, auf welches dieser scheinbar fast bewußtlos hinfiel. Einige Minuten stand er vor ihm in finsteres Sinnen verloren: all das Gehörte hallte donnernd, vernichtend in seinem Innern wieder. Es war, als hätte die Scheere der Parze sein Leben berührt. Was war's mit Leopolds Aeußerungen? Waren sie das sinn- und grundlose Gespinnst eines wirren Gehirns, oder, er hätte dem bloßen Gedanken erliegen mögen, waren sie der unbewachte Ausdruck der Wahrheit? Er stieß diese Vermuthung mit Entsetzen von sich. Nein, sein Weib konnte nur tugendhaft sein; Leopold, wenn auch manches Fehltritts, war doch keines Verraths gegen ihn fähig, so

wähnte er, und beruhigter war er im Begriff sich zurück zu begeben, als ihm dicht vor der Thür ein am Boden liegender Brief auffiel, den sein Bruder wahrscheinlich, als er beim Suchen des Schlüssels das Taschentuch zog, verloren hatte. Er hob ihn auf und wendete ihn in der Hand, um die Aufschrift zu lesen, die nach unten gekehrt lag. Da erfaßte ihn ein heftiges Beben, ein eisiges Fieber machte sein Mark erstarren, und alles um ihn her rann in Finsterniß zusammen; er mußte sich an die Mauer lehnen. Die Adresse war an Frau von Maras in Wien, also an seine Frau, da seine Mutter seit seiner Anwesenheit in der Hauptstadt auf ihren Gütern lebte. Ein furchtbarer Kampf erhob sich in seinem Innern. Sollte er das Siegel brechen? — Vor dem Gesetz war er allerdings dazu berechtigt, aber er fühlte gleichzeitig die ganze Bedeutung dieses Bruches, er erkannte, daß er durch Oeffnung dieses Briefes seine Gattin, indem er sie mit dem schrecklichsten Verdacht belastete, seiner unwürdig erklärte; er fühlte jedoch nicht weniger, daß er sich ihrer, durch diesen Schritt, wenn sie schuldlos war, ebenfalls unwerth machte! Endlich siegte sein edler Sinn. „Es ist unmöglich," sagte er sich, allmählich wie von einem schweren Traume erwachend. Der kann nur eine freundliche Mittheilung enthalten. Höchstens könnte von Seiten Leopolds vielleicht ein lebhafteres Interesse Statt finden. Er steckte den Brief ein, entschlossen denselben seinem Bruder, sobald dieser wieder bei Besinnung sein würde, zurückzugeben. Um der in ihm wogenden Aufregung vollends Herr zu werden, nahm er seinen Weg nach dem weiten

einsamen Park, in dessen dunkelm Labyrinth er sich eher wieder zu finden hoffte, als in der lärmenden Gesellschaft halb und ganz berauschter Menschen. Die Nacht war sternhell und kühl, und wehte ihn erquickend an, wie der Athem einer befreundeten Brust beim Kuß der Begrüßung. Kaum hatte er sich indeß eine kleine Strecke im Gebüsch vom Schlosse entfernt, als er plötzlich einen Bretterboden unter sich zusammenbrechen fühlte und ziemlich tief hinabstürzte.

Kehren wir nun für den Augenblick zurück zu Leopold. Sobald Franz die Thür hinter sich geschlossen hatte, dehnte er sich gemächlich von seinem Bett empor und sein Blick richtete sich mit wahrhaft satanischer Befriedigung nach dem Ausgange, als wollte er das Holz durchdringen, um des Anblicks seines Opfers noch länger zu genießen. Er hätte aufjauchzen mögen, im Gefühl der gesättigten Rache, des That gewordenen Hasses. Er hatte die sorgsam vorbereitete Rolle aber auch bis in die geringsten Details meisterhaft gespielt; er durfte sich in Verstellung und Nichtswürdigkeit also wohl den Preis zuerkennen. Sogar der Brief war zur rechten Zeit gefallen; es blieb nur noch ein unbedeutender Verfolg der Sache, deren Entwickelung sich dann von selbst finden mußte. Neben seinem Streben zu schaden, waren ihm die Consequenzen seiner Handlungsweise übrigens sehr gleichgültig. Im Augenblick lag ihm nur alles daran, seinen Plan zu Ende zu führen und jedes weitere Zusammentreffen mit Franz an diesem Orte zu vermeiden. Er suchte sofort seinen Diener auf, der eben noch mit Versorgung der Pferde beschäftigt war.

„Du wirst unverzüglich für uns beide satteln,“ sagte er, nachdem er sich überall umgesehen hatte, ob sie auch allein wären.

„Satteln, gnädiger Herr?“ fragte der erstaunte Servus, der, wie alle Uebrigen seinen Herrn für etwas, oder auch für sehr benebelt hielt.

„Ich hoffe, Du hast mich verstanden.“

„Sehr wohl. Aber es ist ja tiefe Nacht, Ew. Gnaden.“ —

„Esel, das sehe ich. Es wird Dir wohl schwer, Dich von den Fleischtöpfen Egyptens zu trennen.“

„Ich meinte nur so wegen der Finsterniß und des Weges.“

„Darum laß Dich unbekümmert; Du kannst den Hals durch einen Fall aus dem Bett eben so gut brechen, als durch einen Sturz vom Pferde. Schnell ans Werk, Du siehst, ich bin so weit.“ Er hatte bereits Mantel und Hut.

Florian, so hieß der Diener, von der Unabwendbarkeit seines Schicksals überzeugt, folgte der ihn beherrschenden Fatalität und genügte dem erhaltenen Befehl, freilich nicht ohne in den tiefsten Tiefen seiner Seele einige Schock Kernflüche gegen denselben zu schleudern. Schon nach wenigen Minuten befanden sich beide auf der Straße nach Wien.

Die Gesellschaft oben im Saale jubelte und zechte während dessen weiter, ohne die Abwesenheit der von Maras zu bemerken. Es ließen sich für dieselben überdies so triftige Gründe annehmen, die dem heitern Kreise bereits

mehre Kumpane entführt hatten. Schon Einige waren im Genuß ermattet und hatten sich irgendwo ein stilles Plätzchen gesucht, um von dem langen Vergnügen auszuruhen. Wie hätte man sich also wegen der Brüder bekümmern sollen, die ja das Gemach im besten Wohlsein und freundlichsten Vernehmen verlassen. Zwischen ihnen in Folge von Leopolds Reden etwas Anderes zu vermuthen, oder zu fürchten, fiel im Augenblick wohl nur Wenigen ein. Wie hätte man erst das Vorgefallene ahnen mögen. Wie konnte man auf den Gedanken kommen, daß Leopold das Schloß heimlich, wie ein Dieb verlassen habe, und daß Franz bewußtlos und blutend in einer Brunnenvertiefung liege. Man trennte sich endlich, ohne sich der verschollenen Brüder noch im mindesten zu erinnern.

Franz erwachte erst nach langer Zeit aus der ihm durch den Sturz verursachten Betäubung; wahrscheinlich durch den wohlthätigen Einfluß der kalten feuchten Nachtluft, und es gelang ihm nur durch große Anstrengung, sich über das Geschehene und seinen gegenwärtigen Aufenthalt klar zu werden. Er versuchte natürlich denselben so schnell als möglich zu verlassen, was ihm auch gelang, da sich ihm hier und da an den Wänden Bretter und Balken als Haltpunkte boten. Der Morgen graute bereits, als er sich endlich frei sah. Die im Schlosse nun herrschende tiefe Stille war ihm äußerst angenehm, weil er so hoffen durfte, unbemerkt das für ihn und seinen Bruder bestimmte gemeinschaftliche Schlafzimmer zu erreichen, was auch geschah. Sein erster Blick fiel auf Leopolds Bett, das er zu seinem Staunen leer sah. Sein Zustand war jedoch

nicht von der Art, ihm lange Reflexionen zu gestatten; er fühlte sich höchst erschöpft und sank, ohne sich nur entkleidet zu haben auf sein Lager, welches er auch während des ganzen Morgens zu hüten genöthigt war; obgleich die durch den Fall erhaltenen Verletzungen nicht eben bedenklicher Art waren, so kam er doch nicht ohne etwas Wundfieber und Ermattung davon. Wie man leicht denken kann, wurde der Unfall im Allgemeinen als eine Folge des Rausches betrachtet, und mancher der Herren wünschte sich Glück, in jenen kritischen Augenblicken in keine so unangenehme Situation gerathen zu sein. Franz wußte freilich besser, wie das Alles gekommen war; er hütete sich jedoch wohl, seines Bruders, über dessen Verschwinden ein undurchdringliches Dunkel herrschte, nur im leisesten zu erwähnen. Im Stillen machte ihm dieses Thema allerdings Manches zu schaffen. Was war aus Leopold geworden? Hatte er das Zimmer in der Trunkenheit verlassen und war ihm ein ähnliches Unglück wie ihm zugestoßen? Oder hatte die Erinnerung an das zwischen ihnen Vorgefallene ihn eine baldige Begegnung fürchten und vermeiden lassen. Er verlor sich in Vermuthungen.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Beatrice hatte am folgenden Tage eben den Besuch einer ihr befreundeten ältern Dame, der Baronin von Lensing, als ihr Schwager ihr gemeldet wurde. So gern sie sich seinen Anblick, wenn es nur irgend anging, ersparte, so war dies im gegenwärtigen Augenblick doch unmöglich, ohne einer dritten Person Stoff zu allerlei Voraussetzungen und Combinationen zu geben. Auch mochte wohl die Sorge um ihren Mann nicht geringen Antheil an der gütigen Aufnahme der erhaltenen Meldung haben. Leopold wurde also auf ihr Geheiß unverzüglich bei ihr eingeführt.

„Die Damen wollen gütigst mein Reisekostüm entschuldigen,“ sagte er nach der ersten flüchtigen Begrüßung; „aber ich empfand das Bedürfniß, meine reizende Schwägerin zu sehen, zu lebhaft, um mir dieses Glück durch einen Kleiderwechsel verzögern zu wollen.“

„Du kommst allein?“ fragte die junge Frau, die das Compliment überhörte. „Warum ist Franz nicht auch zurückgekehrt? Es ist ihm doch kein Unglück widerfahren?“

„Daß ich nicht wüßte. Wir waren Alle ungemein heiter, und ich würde sicher seinem Beispiele gefolgt sein,

wenn nicht eine höchst wichtige Dienstangelegenheit mich zur ungesäumten Rückkehr genöthigt hätte."

"Und er sendet mir nichts? Keinen Gruß? Der böse Mann!"

"Wie konnte er? Er schlief wahrscheinlich, als ich meine Anstalten zur Reise traf. Ich habe ihn, seit wir von Tisch aufstanden, nicht wieder gesehen."

"Aber er wird doch heut noch zurückkommen?"

"Sie sind ein ganzes Kind, liebe Maras," sprach die Baronin. "Ob diese kleine Frau nicht wegen einer zweitägigen Abwesenheit ihres Mannes außer sich werden wird."

"O, es ist heut schon der dritte Tag, daß er fort ist, und wenn er erst morgen nach Hause kommt, da sind es fast vier Tage seit ich ihn nicht sah."

"Ein ungeheurer Zeitraum in der That," rief lachend Frau von Lensing.

"Die Trennung von denen, die man liebt, ist immer lang, und währte sie auch nur Minuten," entgegnete Beatrice beklommen.

"Sie müssen sich das auch nicht exageriren, meine Theure."

"Sagen Sie, Herr von Maras, was machen wir mit der liebenswürdigen trostlosen Strohwittwe, daß wir sie ohne Verzweiflung durch diesen Tag bringen? Wie wäre es, wenn wir sie so halb und halb zwängen, die Stumme von Portici zu hören?"

"Sie kommen meinen kühnsten Wünschen zuvor, meine Gnädigste," erwiederte Leopold mit wahrer Herzens-

freude. „Ich war eben im Begriff mit einem derartigen Vorschlage hervorzutreten und fühle mich Ihnen zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet die Initiative genommen zu haben.“

„Eh bien donc, nicht wahr, wir gehen heut ins Theater?“

„In Abwesenheit meines Mannes?“

„Aber theuerste Frau von Maras, wie kann man so kleinstädtisch sein?“

„Wenn Sie darunter verstehen, Jemand recht wahr und innig zu lieben; o, so mag ich nie ein höheres Lob beanspruchen.“

„Das ist Alles ganz fein und schön. Sie sollen ja in der Liebe für Ihren Herrn Gemahl das freieste Feld haben; nur seien Sie nicht so wunderbar zu glauben, nicht ohne ihn in der Welt erscheinen zu können und zu dürfen. Genügt es Ihnen denn nicht, sich unter der Sauvegarde Ihres Schwagers und der meinen zu zeigen? Verderben Sie mir also nicht das geträumte Vergnügen durch Ihre Bedenklichkeiten.“

„Es wird mir im Gegentheil Freude machen, einen genußreichen Abend in Ihrer Gesellschaft zu verleben, Frau Baronin,“ antwortete Beatrice mit jener Gefälligkeit, deren sie sich, um den geselligen Formen zu genügen, nicht füglich entäußern konnte.

„Wann befehlen die Damen, daß ich die Ehre habe Sie abzuholen?

„Ich dächte nicht zu spät nach Beginn der Oper;

denn so bekannt die Musik mir auch ist, so verliere ich doch ungern etwas davon,“ meinte Frau von Lensing.

Nachdem man die Stunde genauer bestimmt und sich noch eine Weile über gleichgültige Dinge unterhalten hatte, verließ Leopold das Haus seines Bruders mit innerm Siegesjubel. Er hätte die Baronin an sein Herz drücken mögen, daß sie ihm die Gelegenheit verschaffte, das begonnene Werk der Niederträchtigkeit mit so günstiger Aussicht auf Erfolg zu fördern. Dieser Abend, im Theater hoffte er, sollte das vollenden, was er am vorigen Tage durch seine in fingirter Trunkenheit geführten Reden und den an Beatrice gerichteten und absichtlich verlorenen Brief begonnen hatte. Sein Betragen war dieser Absicht zu Folge während der ganzen Vorstellung von der Art, daß auch der Unbefangenste darin mehr als verwandtschaftliche Neigung und Rücksicht erkennen mußte, und der Zweck, die Gattin seines Bruders zum Gegenstande der Chronik skandalöse zu machen, wurde auf das Vollkommenste erreicht.

Franz hatte sich indeß im Laufe des Tages so weit erholt, um gegen Abend ohne zu große Beschwerden nach Hause zurückkehren zu können. Auch drängte es ihn, Beatrice wieder zu sehen um vielleicht etwas über seinen Bruder und den von ihm an seine Frau gerichteten Brief zu erfahren. Der zwar nur eine geringere Strecke betragende Ritt ermattete ihn allerdings etwas, aber das Verlangen nach Aufschluß war so lebhaft in ihm, daß die gesteigerte geistige Spannung auch die Körperkraft hob. Noch war keine volle Stunde nach dem Zapfenstreich verflossen, als er sich in der Leopoldstadt und bald darauf

vor seinem Hôtel auf der Jägerzeil befand. Er sprang vom Pferde, warf die Zügel über den Nacken des schäumenden Thieres, eilte die Treppe hinauf nach den Gemächern seiner Gemahlin, wo er seine schlafende Tochter mit ihrer Wärterin vorfand, von der er die Abwesenheit seiner Gattin erfuhr. Wie ein tödtender Stich durchzuckte ihn die Nachricht, daß sie sich mit Leopold im Theater befinde, und all das gestern Gehörte drängte sich finster vor seine Seele. Schon war er nahe daran ihr im Jagdkostüm, wie er war, dahin zu folgen. Da ihm jedoch nicht genau bekannt war, wann die Oper zu Ende sein würde, und Beatrice jeden Augenblick zurückkommen konnte, so entschloß er sich sie zu erwarten. Noch eine qualvolle Stunde verging, ehe der Wagen heranrasselte und der Fußtritt der Zurückkehrenden sich bemerkbar machte. Franz fühlte alle seine Pulse fliegen, wie der seinem Urtheile entgegenharrende Delinquent. Da öffnete sich die Thür, und seine Frau trat von Leopold begleitet ins Zimmer, der, als man vom Portier die Ankunft des Hausherrn erfuhr, es ganz in seinem Plane gefunden hatte Beatrice bis in die unmittelbare Nähe ihres Mannes zu verfolgen. Denn Verfolgung war ja sein ganzes Auftreten gegen sie.

„Mein süßer Franz!“ mit diesen Worten eilte sie auf ihren Gemahl zu. „Und ich war nicht die Erste, die Dich sah. Du mußtest hier allein sein, während ich halb den Tönen und nur halb dem Gedanken an Dich gehörte!“ fuhr sie fort, indem sie sich an seine Brust schmiegte.

Leopolds Gesicht schwoll bei diesem Anblick wie der

Kopf eines giftigen Reptiles. „Hätte ich nur im mindesten voraussetzen können, daß Du heut zurückkommen würdest, nichts hätte mich vermocht das Haus auch nur auf eine Viertelstunde zu verlassen. Aber Dein Bruder hatte mich so fest vom Gegentheil versichert“ — wendete sie sich mit dem Tone des Vorwurfs an ihren Schwager.

„Ich weiß nicht, was ihn zu solcher Annahme veranlaßt haben kann, da er Marienbrunn verließ, ohne mich noch vorher gesehen oder gesprochen zu haben,“ entgegnete Franz finster und ohne von Leopolds Anwesenheit irgend Notiz zu nehmen.

„Es war mir von Mehren aus der Gesellschaft mitgetheilt worden, daß man für heut eine Fortsetzung der Jagdpartie beabsichtige, ich durfte daher wohl, da ich Dich als leidenschaftlichen Jäger kenne, Dein längeres Verweilen voraussetzen. Ich würde wahrscheinlich selbst noch länger geblieben sein, wenn nicht wichtige Dienstsachen mich zurückgerufen hätten,“ antwortete dieser mit der größten Unbefangenheit.

„So? Du hattest mir ja im Laufe des Tages nichts von diesen gebietenden Umständen vertraut.“

„Mein Kammerdiener überschickte mir die Depesche erst spät Abends durch einen Expressen.“

„Ah, bei Erwähnung der Depesche erinnere ich mich, daß der Zufall ja auch mich mit etwas Aehnlichem betraut hat. Ein Brief, den Du, als ich Dich gestern nach unserm Schlafzimmer begleitete, gewiß beim Ziehen des Taschentuches verloren hast. Du würdest ihn augenblicklich zurückerhalten haben, wenn Du im Stande gewesen wärest

ihn zu empfangen. Jetzt erlaubst Du mir wohl, daß ich denselben als pünktlicher Bote gleich an seine Adresse besorge; er wird gewiß immer noch angenehm sein, wenn auch jetzt wieder die Möglichkeit mündlicher Unterhaltung geboten ist. Er ist an Dich, mein Kind," wendete er sich an seine Frau, indem er ihr das Schreiben reichte.

"Gieb mir den Brief zurück, er ist jetzt unnütz geworden," sprach Leopold mit affektirter Verlegenheit und dringend.

"Nicht doch, das hieße meine Frau eines Vergnügens berauben. Da, so nimm ihn doch." Mit diesen Worten legte er den Brief in Beatricens Hand.

Sie bebte bei Berührung desselben in ihrem Innersten, wie von der Ahnung eines Unglücks zusammen. Einige Minuten hielt sie ihn, unentschieden über ihre im Augenblick damit zu wählende Haltung. Da sie sich jedoch gegen dessen Verfasser zu keiner Rücksicht verpflichtet fühlte, und nach seinen früher ausgestoßenen Drohungen das Aergste von ihm besorgen mußte, so beschloß sie, ihm, da es unvermeidlich war, offen vor ihrem Manne gegenüber zu treten. Sie brach also das Siegel und las, während die Brüder sie auf das Gespannteste beobachteten. Sie sahen, wie Todesblässe ihr Gesicht überzog, wie sie zurückwankte und endlich das Papier ihrer zitternden Hand entgleiten ließ. Der Inhalt war also wichtiger als Franz zu glauben gewagt hatte. Eine wahre Höllengluth der Leidenschaft stürmte in ihm empor.

"Die Nachricht, die Dich so tief bewegen kann, muß in der That außerordentlicher Natur sein. Du verzeihst

wohl meine Indiskretion, wenn ich in das einmal offen liegende Geheimniß auch einige Blicke zu thun wage.“ Die unglückliche Frau wollte eine abwehrende Bewegung machen; aber der Schrecken hatte ihren Organismus so störend berührt, daß sie nicht einmal die Hand zu heben vermochte. Wort und Stimme schienen in ihre Brust gebannt, und ihre Lebenskraft gleich einem schwachen Fünkchen dem Erlöschen nahe. Franz hatte indeß den Brief vom Fußboden aufgenommen und überflog ihn mit sprühenden Blicken. Er lautete:

„Geliebte Beatrice,

Stunden ohne Dich sind Ewigkeiten ohne Licht und Leben, in denen die Welt um mich her in einem formlosen Gewirr zu erstarren scheint; es sind öde Räume, durch die mein Geist wie ein Schatten des Hades dahin schleicht. Wer Dir immer nahe sein, zu Deinen Füßen, vor der ganzen Welt seine Liebe bekennen dürfte! — O, in diesem Wunsche liegt der Fluch meines Schicksals. Nur verstohlen darf ich den Blick zu Dir erheben, ihn in die Himmelsgluth des Deinen tauchen und darin die süßen Geständnisse Deines Herzens lesen. Immer Dir nahe, muß ich Dir dennoch fern sein und alle Qualen der Empfindung dulden. Ich muß Dich, für die jeder Pulsschlag meines Herzens bebt, einem Andern gehören sehen, während ich, wie ein Geächteter den seltenen glücklichen Moment ersehne und erharre. Warum lernte nicht ich Dich zuerst kennen?! — Dieser Gedanke wird mich noch zum Wahnsinn bringen. Was ich auch thue, ihn zu scheuchen um mich mit einem

kurzen Lächeln des Glückes zu begnügen, immer erfaßt er mich wieder mit folternder Gewalt. Und doch, was will ich? — Bin ich nicht unaussprechlich glücklich durch Deine Liebe? — Nicht durch einen lastenden Schwur, durch sie bist Du mein. Eins nur fordere ich vom Geschick: mich nie ganz von Dir zu entfernen; denn das wäre entsetzlicher, als tausendfacher Tod. — Wenn es mir irgend möglich ist, zwinge ich dasselbe, mir auch morgen einige himmlische Augenblicke in Deiner Nähe zu gönnen. Es muß sich mir irgend eine Veranlassung, irgend ein Vorwand bieten, Marienbrunn früher zu verlassen als die Andern. Ich werde mich schon fortzuschleichen wissen und bin morgen jedenfalls zu Deinen Füßen. Wie diese Zeilen zu Dir gelangen werden, weiß ich noch nicht! Mein Diener kann dieselben natürlich weder überbringen, noch besorgen. Vielleicht läuft mir während der Jagd eine günstige Gelegenheit, oder ein geeignetes Individuum in die Hände. Noch eine Bitte, theure Beatrice. Suche wenigstens bis zu den Nachmittagsstunden alle Besuche Dir fern zu halten, damit, wie unendlich er Dich liebt, Dir sagen kann

Dein

Leopold."

„Was hast Du diesem Schreiben noch beizufügen?" fragte Franz seinen Bruder nach vollendeter Lektüre, mit fast tonloser bebender Stimme.

„Nichts," erwiederte dieser kalt, nach einigem Zögern. „Es ist wahr, es enthält alles, was gesagt werden

kann. Wie konnte ich auch fragen?“ sprach Franz knirschend halb vor sich hin.

„Deine Ansicht über die Sache,“ fuhr Leopold mit einer Ruhe fort, als handle es sich um das Gleichgültigste von der Welt, „wird allerdings bedeutend von der meinen abweichen, indeß von welcher Seite Du sie auch betrachtest, so viel wirst Du erkennen, daß Deine Zeit vorüber ist.“ —

„Franz, o glaube nicht!“ — rief Beatrice, die nur nach großer Anstrengung diese Worte hervorzubringen fähig war, und der das heftige Beben ihres Körpers auch nicht einen Schritt gegen ihren Gemahl zu thun gestattete.

„Schweig, elendes Weib! oder ich zertrete Dich!“ herrschte Franz sie an.

„Fürchte nichts, Theure! erst muß er an mein Leben, ehe er Dich beleidigt,“ sprach Leopold, ihr näher tretend. Die Unglückliche aber, von dem Entsetzen des Augenblicks zu sehr überwältigt, war auf das Sopha zurückgesunken, und eine abweisende Handbewegung war Alles, was sie dem Gräßlichen erwiedern konnte. Die Vernichtung ihres Glückes, die Ueberzeugung von einer satanischen Verworfenheit schienen ihr Leben in seinen tiefsten Quellen zu zerstören. Leopold bemerkte wohlgefällig den Schmerz und die Zuckungen seiner Opfer. „Da der Zufall Dich in das Geheimniß unserer Liebe zog“ — Beatrice, die leider, wenn auch nur dumpf zu vernehmen vermochte, rang vergebens nach der Kraft zu sprechen; ihr schönes Haupt fiel auf die Kissen zurück — „so wird es jetzt von Dir abhängen, wie Du Dich zu demselben stellen willst. Eine

Scheidung ohne Eclat wäre das, was Dir jeder Vernünftige nur rathen könnte."

"Ohne Eclat!" rief Franz wild lachend, "wenn Du selbst gestern meine Schmach öffentlich verkündetest, wenn man sich in allen Gesellschaften darüber unterhält. Nein, hier ist kein Verhüllen der Schandthat möglich. Die Welt kennt sie und mag sie kennen. Mein Name ist nicht durch mich gebrandmarkt; ich habe keinen Grund, das Gericht der öffentlichen Meinung zu scheuen; ich fürchte keinen Hohn, weil ich gut genug war, an die Treue meines Weibes, an die Ehrenhaftigkeit meines Bruders zu glauben. Die Welt soll aber gleichzeitig erfahren, wie ich Beschimpfungen von mir zurückzuwerfen weiß. O Thor! der gestern noch an der Möglichkeit eines solchen Verbrechens zweifelte!"

"Ach, Du hast vielleicht Belieben, Dich wo möglich zum alleinigen Erben der Maras'schen Güter zu machen. Nun, so mußt Du es nach Kainsart thun; denn ich schlage mich nicht, nicht mit Dir."

"Ich verstehe, Du bist zu gewissenhaft, mein Leben zu wollen; Du begnügst Dich mit dem Raube meines Glückes. Das Elend dauert länger, als der Tod. Sei ruhig; ich weiß, was ich unserer Mutter schuldig bin. Wenn auch dasselbe Blut in unsern Adern strömt, es kann und darf sich nicht mehr mischen, das fühle ich. Meine Klinge ist zu edel für das Herz eines Verräthers."

"Lassen wir diese Tiraden. Du hast mir seit der Kindheit Alles entwendet: die Liebe meines Vaters, die Neigung Aller, mit denen wir gleichzeitig zusammentraten;

ich mußte mich Deinetwegen von Allen zurückgesetzt, scheel betrachtet sehen, und nun das Schicksal mir endlich ein Wesen zuführt — zufällig Dein Weib — das mich liebt, das mich das erlittene Unrecht vergessen läßt, nun verlangst Du, soll ich die mir gebotene Entschädigung von der Hand weisen? Doch genug, ich dächte, wir schlössen ab."

"Auf immer, ja. Nimm sie hin, die Verbrecherin! ich mag sie nicht mehr mit der Spitze meines Fingers berühren." Er deutete mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf Beatrice, deren Bewußtsein eben seit wenigen Minuten zurückgekehrt war. Das ganze Gewicht des Moments trat vor ihre Seele, in ihm allein lag Rettung oder unwiederbringlicher Verlust, das war ihr klar. Sie machte einen letzten verzweifelten Versuch. Sie that einige Schritte gegen ihren Gemahl. "Franz!" rief sie mit dem Ausdruck namenlosen Wehs, indem sie flehend die Hände nach ihm ausstreckte. Er aber, durch den Wahn von ihrer Schuld beherrscht, schleuderte sie mit solcher Gewalt von sich, daß sie zu Boden stürzte. Ihre Sinne schwanden aufs neue. Sie wurde so wenigstens der entsetzlichen Empfindung des Augenblicks entrückt.

Franz heftete einen Blick der Verachtung und des Abscheus auf sie. "Trage Sorge für diese Frau, wenn es Dir beliebt, ich habe keinen Theil mehr an ihr." Mit diesen Worten wendete er sich der Thür zu und verließ das Zimmer.

Leopold stand mit untergeschlagenen Armen und sah ihm nach; dann betrachtete er das schöne, bewußtlos vor ihm liegende Weib. Seine Leidenschaft erwachte in ihm

und mit ihr die Gluth der Begierde; sie zuckte durch alle seine Nerven. Was hinderte ihn, sie zu befriedigen? War der Gegenstand derselben nicht willenlos in seine Gewalt gegeben? Endlich war ihm die Möglichkeit geboten, dieses herrliche Geschöpf mit Wonneschauern in seine Arme zu schließen, sich mit seinen Lippen an diesen schwellenden Mund zu saugen. Wie ein lauerndes Raubthier eilte er zu Beatrice, raffte sie empor vom Fußboden und trug sie auf den Divan. In demselben Augenblick trat die Kammerfrau ein, um nach ihrer Gebieterin zu sehen, die sie allein glaubte. Leopold blieb dem zufolge keine andere Chance, als sich zu entfernen. Er ging, triumphirend über sein meisterhaft gelungenes Werk, das auch ohne die Erfüllung seines letzten Wunsches dennoch vollendet war. Franz, in dessen Innern Zorn und Schmerz tobten, schritt wie ein Somnambüle durch die Gemächer, ohne zu wissen, warum und wohin. Ein ihm bekannter lieber Gegenstand traf endlich sein starres Auge: es war das Bettchen seiner schlafenden Tochter. Er war zufällig in das Kabinet gekommen, welches Stephania des Nachts mit ihrer Wärterin theilte. Die Letztere war jedoch für den Augenblick noch im Dienst abwesend. Der Anblick seines Kindes, so rosig verklärt es auch vor ihm lag, that dies Mal dem unglücklichen Vater nicht wohl; er erfüllte ihn im Gegentheil nur mit tieferem Weh, ja, mit Groll, denn er erinnerte ihn nur lebhafter an das Weib, das er so heiß geliebt, das ihn so schändlich verrathen hatte. Unentschieden zwischen Haß und Liebe stand er vor dem Kinde, das er noch vor kurzem vergötterte. In

dem Maße, als sein Vatergefühl ihn zu demselben hinzog, stieß ihn der Gedanke an dessen Mutter von ihm zurück. Aber ungeachtet dieser so gemischten Empfindungen konnte er sich nicht entschließen, sich von dem lieblichen Wesen zu trennen. „Sie kann nicht hier zurückbleiben," sagte er sich; „das Weib, das seine Pflicht als Gattin verrieth, ist nicht geeignet, die der Mutter zu erfüllen. Sie würde vernachlässigt, verderbt werden, meines Namens unwerth, wie jene es ist. Sie darf sie nie wiedersehen; sie muß vergessen, aus welchem Herzen sie das erste Leben sog." Er läutete heftig. Der Ruf der Klingel zog zwar keine der Frauen — die waren im Augenblick mit Beatrice beschäftigt — sondern einen Diener herbei. „Zwei Mäntel!" befahl von Maras. Der Lakai ging und kehrte ungesäumt mit den geforderten Requisiten zurück. Franz bog sich bewegt über Stephania's Bett; eine Thräne glänzte in seinem Auge, als er sie aus demselben aufnahm. Das Kind erwachte durch diese Bewegung, und gewöhnt, manchmal noch spät durch die Küsse der Mutter für einige Minuten geweckt zu werden, flüsterte sie lächelnd mit halb geschlossenen Augen: „Gute Nacht, liebe Mama, süße Mama," indem sie ihre runden Alabasterärmchen um den Hals ihres Vaters schlang. Dieser schauderte bei der nicht an ihn gerichteten Liebkosung unwillkürlich zusammen, und es fehlte wenig, daß er die Kleine fallen ließ. „Hier nehmt sie, wickelt sie in einen der Mäntel und folgt mir," sprach er zu dem Diener. Mit diesen Worten legte er Stephania in die Arme des erstaunten Mannes, der dem Gebot natürlich sogleich nachkam. Das Kind, dessen Ohr

der Schall lauter rauher Stimmen wiederholt traf, war indeß zur Besinnung gekommen.

„Nein, nein, nicht aus meinem Bett! — Augustin, wo bringst Du mich hin? Nein, nein, ich will hier bleiben, oder zu Mama!“ rief sie ängstlich.

„Sei ruhig, mein Kind, ich bin bei Dir,“ sprach Franz begütigend.

„Papa, aber warum soll ich denn schon aufstehn?“

„Wir fahren nach Halmenau, meine Tochter. Du sollst dort im Garten spielen und viele Blumen haben.“

„Und die liebe Mama auch? Wo ist sie?“

„Ich werde Dir das Alles später sagen. Jetzt haben wir Eil', Augustin,“ bedeutete er den Diener, ihn zum Aufbruch mahnend. Stephania wurde dann in den Mantel gehüllt, was sie, durch die Nähe ihres Vaters beruhigt, gern geschehen ließ. Von Maras ging schweigend voran, die Treppe hinab, und die Thür des Hôtels schloß sich bald hinter ihnen. Als die Kleine sich aber plötzlich aus ihrem heimischen Stübchen in das unangenehme Laternenhalbdunkel der Straße und deren schaurige Oede versetzt sah und sich ihr das tröstende Antlitz der Mutter immer noch nicht zeigte, da fing sie an zu beben und zu klagen, bis ein strenger Befehl ihres Vaters — der erste, denn bisher hatte er nur zärtliche Worte für sie gehabt — ihren Mund verschloß, indem er jedoch ihre Furcht und Betrübniß steigerte. Sie hatte diesen Ton früher nie gehört, und ihr Vater, an dem sie so innig liebend hing, trat ihr zum ersten Male als ein fremdes, hartes Wesen entgegen. Er seinerseits wurde durch die fortwährenden

Anrufungen ihrer Mutter zu widrig berührt, um eine Aufwallung des Unwillens bewältigen zu können. Man erreichte nach einiger Zeit einen Gasthof. Von Maras bestellte einige Zimmer. Stephania wurde in einem derselben zur Ruhe gebracht, und Franz, nachdem er Augustin für die Nacht verabschiedet hatte, schritt bleich und finster am Lager seiner Tochter hin und her.

In seinem Hôtel war indeß Alles in wirrer Unruhe. Beatrice war noch immer ohne Besinnung. Arzt und Wundarzt standen sorgend an ihrem Bett. Bestürzt befragte man sich über das plötzliche Verschwinden des Hausherrn und Augustin's — die kleine Stephania hatte man in der Angst noch gar nicht vermißt. Alles, was man indeß darüber festzustellen wußte, war, daß zwischen ihm, seiner Gemahlin und seinem Bruder etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte. Allerdings waren bereits von außen her — denn im Hause glaubte Niemand daran — vague Gerüchte über ein zwischen ihrer Gebieterin und dem jüngern Herrn von Maras bestehendes Verhältniß zu ihren Ohren gedrungen. Beatrice aber hatte sich Allen stets auf eine Weise gezeigt, die jeden Argwohn verbannte und der Schmähsucht selbst keinen Stoff zu Erfindungen bot. Es hatte Leopold's ganzen höllischen Raffinements bedurft, um ihren Ruf vor den Augen der Welt zu untergraben und seinem Bruder den Glauben an die Möglichkeit eines so schrecklichen Verraths ihrerseits beizubringen.

Den Bemühungen des Arztes und der Dienerschaft gelang es endlich, sie ins Bewußtsein zurückzurufen. Leider kehrte mit der stärkern physischen Lebensthätigkeit auch

die Empfindung ihres Unglücks lebhafter zurück. Sie verbrachte die Nacht sehr unruhig. Eine fieberhafte Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt, obgleich sie die ganze Wahrheit ihres Schicksals noch nicht kannte; denn noch hoffte sie das Mißtrauen und die Zweifel ihres Gatten zu besiegen und sich seine Liebe zu erhalten. Als sie aber am folgenden Morgen ihre Tochter zu sehen verlangte, als jedes längere Verheimlichen des Thatbestandes unmöglich wurde, und sie die Entfernung ihres Mannes und ihres Kindes erfuhr, da erfaßte sie ein maßloser Schmerz, der sich in dem Grade steigerte, je längere Zeit verstrich, ohne daß sie über Gemahl und Kind etwas Näheres vernahm. Beide schienen mit dem sie begleitenden Diener verschwunden. Mehre Tage vergingen in dieser tödtlichen Unruhe. Eines Morgens endlich erfuhr sie durch ihre Kammerfrau so viel, daß ihr Mann sich in Halmenau befinde und äußerst zurückgezogen lebe, eine Nachricht, die wahrscheinlich unter der Hand von Augustin ausgegangen war, dessen Neigungen für die Zofe sich durch dieses Exil sehr unangenehm beschränkt fanden. Sie begrüßte diese Gewißheit, die ihr die Aussicht auf eine mögliche Verständigung eröffnete, wie eine Botschaft des Himmels, und faßte augenblicklich einen Entschluß, zu dessen Ausführung sie sofort schritt. Einfach, wie zu irgend einem unbedeutenden Gange gekleidet, entfernte sie sich gegen Mittag aus dem Hôtel, miethete sich einen Wagen vom Platze und eilte nach dem Landgute. Dort angekommen, begab sie sich nach dem einzigen Gast- und Wirthshause, wo es ihr wegen der mangelhaften Lokalität nicht ohne Schwie-

rigkeit gelang, sich in den Besitz einer Stube zu setzen. Der erste Gegenstand, der bei ihrem Eintritt ihr Auge traf, war das nicht fern auf einer Anhöhe gegenüberliegende Schloß. Mit welchen Empfindungen richtete sie ihre Blicke dorthin. Da lebten die einzigen von ihr geliebten Wesen, mit denen ihr ganzes Erdenglück so innig verwebt war; nur wenige Schritte trennten sie von ihnen, fast konnte ihre Stimme sie erreichen, und doch war sie im Augenblick durch die Macht der Verhältnisse von ihnen geschieden; sie durfte nicht in die Arme ihres Gatten fliegen, nicht ihr engelschönes Kind an ihr Herz drücken. Die Sehnsucht allein mochte den Raum, der sie trennte, überschreiten und sie zu ihnen hinüberführen. Lange konnte sie diesen Zustand nicht ertragen. Sobald die Dunkelheit zu herrschen begann, eilte sie fort — dahin, wohin ihr Herz sie so mächtig zog. Wie eine Geächtete schlich sie um das einsame Schloß, in welchem nur wenige Fenster erleuchtet waren. Mit welcher Sehnsucht blickte sie hinauf, indem sie sich an das Lager ihrer Tochter versetzte, deren süßes Lächeln sie nun schon so lange entbehrte. Ihr bebender Fuß wagte nicht die Schwelle zu überschreiten, an der sie noch vor kurzem frohe Gäste empfing. Finsterniß und Ermattung nöthigten sie endlich zur Rückkehr. Noch einmal sah sie zu den Lichtern empor, ihren Lieben einen sanften Schlummer wünschend; Thränen perlten über ihre Wangen. Endlich wendete sie sich ab und entfernte sich langsam. Erschöpft erreichte sie ihr dürftiges Stübchen. Hier erst brach ihr Schmerz in Klagen und Weinen laut hervor. Schreckliche Stunden schlichen an

ihr vorüber. Erst nach längerer Zeit ermattete der in ihrem Innern tobende Sturm, die Hoffnung tauchte auf aus der dunkeln Fluth der Gegenwart, und sie fand sich so weit gefaßt, um folgenden Brief an ihren Mann aufzusetzen:

„Mein Franz!

Noch wage ich, Dich mein zu nennen, noch kann ich nicht glauben, daß Du mir für immer entrissen seist; denn ebenso, wie unser Herz das, was es wünscht, gern für wahr zu halten geneigt ist, eben so sträubt es sich, das, was es fürchtet, als unwiderruflich anzunehmen. Nein, nein, ich wiederhole es, es ist nicht möglich, daß ich Dich verloren habe. Ist doch der Gedanke einer solchen Möglichkeit schon furchtbar genug, und nie hätte ich geglaubt, daß er vor meine Seele treten könne. Wie hätte mich auch die Ahnung eines Verhängnisses, wie es gegen mich hereingebrochen ist, berühren sollen? Ich sehe mich in einer Wirklichkeit, wie ich mir kaum die Qualen der Verdammten zu träumen wagte. Der sonnige Tag meines Glückes hat sich plötzlich in Nacht verwandelt, in eine Nacht, in der ich entsetzt nichts anderes erkenne, als Lüge und Falschheit, die wie vergiftende Sumpflichter durch mein Leben zucken. Wie soll ich diese Finsterniß zerstreuen? wie die Truggespenster beschwören und ihre Gewalt vernichten? — Ich bin allein mit meinen Thränen; ich habe keine Waffen, denn Dein Bruder steht zwischen Dir und mir. — Du magst nach Deiner freien Wahl zwischen uns entscheiden. Ich kann mich nicht recht-

fertigen, ohne ihn mit grauser Schuld zu belasten; ich bin zu stolz, mich zu vertheidigen. Jeder Versuch dazu, jede Betheurung meiner Unschuld würde mich erniedrigen. Alles, was ich thun kann, ist, Deinen voreiligen Argwohn zu verzeihen, und jenen fürchterlichen Moment, der Dich an mir zweifeln ließ, wo möglich aus meinem Gedächtniß zu verbannen. Ich habe seitdem unsäglich gelitten; ich werde noch unsäglicher leiden, wenn Du so schwach bist, mich dem Scheine zu opfern; ich werde mich des süßesten Glückes, wahrscheinlich selbst meiner Kinder, beraubt sehen. Doch Du bist frei in Deiner Entscheidung; ich versuche nicht, Dich durch Bitten zu bestimmen. Kannst Du Dein Weib, die Mutter Deiner Kinder verstoßen, kannst Du in mir eine Schuldige sehen, nun, so werde auch ich den Muth haben, das uns umschließende Band als durch Dein Mißtrauen gelöst zu betrachten.

Beatrice."

Nach einer schlaflosen, sehr bewegten Nacht verließ sie in den Morgenstunden das Wirthshaus aufs neue, indem sie wieder den Weg nach dem Schlosse einschlug. Lange stand sie dort wartend vor der Hinterthür des Gartens, um vielleicht Stephania, ihr geliebtes Kind zu erblicken. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Die Kleine kam wirklich in die würzige Morgenluft und die sonnenhelle Freie herunter und durcheilte fröhlich, wie ein leichtgefiederter Sommervogel, die Hecken- und Buchengänge. Sie war allein. Dies besiegte Beatricens zögernde Bedenken; sie that, wozu sie sich durch die unwiderstehliche Macht der Empfindung

gedrungen fühlte, sie trat in den Garten und drückte einen Augenblick später ihre Tochter an ihr Herz. Bei den Küssen ihres Lieblings vergaß sie für einige Minuten ihr trauriges Geschick; sie lebte, wie das Kind an ihrer Brust, nur dem Augenblicke. Jedoch die Besorgniß vor einer Begegnung mit Franz mahnte sie zur Vorsicht und Eile.

„Nicht wahr, mein süßes Mädchen,“ sprach sie, indem sie Stephania sanft aus ihren Armen gleiten ließ, „nicht wahr, jetzt besorgst Du mir einen Auftrag?“

„Gern, liebe Mutter, und was denn?“ fragte das Kind.

„Du wirst dem Vater diesen Brief bringen.“ Sie glaubte in ihrer Tochter, die von ihr und ihrem Manne gleich zärtlich geliebt wurde, die beste Vermittlerin zu wählen. Durch den Anblick des Kindes wollte sie ihn an ihre Liebe, an ihr durch dieselbe begründetes beiderseitiges Glück erinnern.

„Aber warum kommst Du denn nicht selbst mit hinauf zum Vater? Er ist so ernst und finster, wenn Du nicht da bist, daß ich ihn kaum anzusprechen wage. Doch wenn Du bei uns wärst, o, dann würde er gleich wieder froh und heiter sein, wie sonst. Es ist ihm gewiß auch so bange nach Dir, wie mir. Ich habe schon so oft geweint, wenn ich allein war und an Dich dachte. Drum laß den Brief und komm lieber selbst mit hinauf; Du kannst ja dann ordentlich mit dem Vater sprechen; siehst Du, das ist viel besser.“

„Gewiß; aber der Brief enthält eine Geschäftssache,

von der ich den Vater, ehe ich hinaufkommen kann, schnell benachrichtigen muß," sagte sie beschwichtigend, aber mit tiefem innern Schmerze. Was mußte ihre Tochter einst, wenn sie sich dieses Zusammentreffen zurückrief, von ihr und ihrer Stellung zu ihrem Manne denken? Der Gedanke, sich einst auch von ihr verbannt, verachtet zu sehen, durchdrang sie mit noch herberem Weh, als die Furcht, ihren Gemahl für immer zu verlieren. Sie faßte sich jedoch so weit, daß sie die Kleine zur Bestellung des Schreibens vermochte, indem sie dieselbe mit der Hoffnung tröstete, sie bei ihrer Rückkehr in den Garten wiederzufinden, was aber nicht in ihrem Plane lag. Das kurze Zusammensein mit Stephania hatte sie so ergriffen und ihren Muth so sehr erschüttert, daß sie sich, ehe sie nicht das Resultat ihres Briefes kannte, keine zweite derartige Prüfung aufzulegen wagen durfte. Sobald also das Kind ihren Blicken entschwunden war, verließ auch sie den Ort.

Von Maras saß finster in einem Lehnstuhle, als Stephania in sein Zimmer trat. Das Kind, das sonst mit so inniger Hingebung an ihm hing, zögerte einige Minuten scheu am Eingange, als fürchte es ihm zu nahen; sein verändertes düsteres Wesen hatte die arme Kleine so eingeschüchtert, daß sie ihn kaum noch anzublicken wagte. Dies Mal hatte er übrigens ihr Hereintreten gar nicht bemerkt, und da sie vergebens auf ein ermuthigendes Zeichen seinerseits wartete, so sah sie sich genöthigt, ihm doch endlich näher zu kommen.

„Was willst Du?" fragte er, sobald er ihrer ansichtig wurde.

„Ich habe einen Brief, lieber Vater.“

„Von wem?“

„Die Mutter hat ihn mir gegeben. Sie ist unten im Garten. Ach, ich habe sie so sehr gebeten, heraufzukommen —“ sie stockte plötzlich, erschreckt durch die verfinsterte Miene ihres Vaters.

„Gieb,“ sagte er barsch.

Sie überreichte ihm das Schreiben, das er sofort öffnete und las. Ein geübterer Beachter, als Stephania, würde in seinen Zügen während des Lesens wenig Veränderung bemerkt haben. Nur dann und wann schien eine Bewegung darüber hin zu zittern, und ein Kampf zwischen Liebe und Haß schien in seinem Innern zu stürmen. Der edle, stolze Ton seiner Gattin imponirte ihm; es war, als wolle für Momente der Glaube an ihre Unschuld in ihm auftauchen. Dann aber trat sein Bruder vor ihn mit seinem frechen Bekenntniß, mit seinem Hohnlachen, und jede mildere Regung wandelte sich in Zorn. Besonders gegen Beatrice, die ihm als Weib, Gattin und Mutter natürlich weit strafbarer erscheinen mußte, als Leopold, in dem er in seinem Irrthum zwar einen schwer Schuldigen, aber noch immer nicht den niedrigen Verbrecher erblickte, der er wirklich war. Die Möglichkeit so beispiellos frecher Niederträchtigkeit lag außer seinem Begriffsbereich. In Beatricens Versuche aber, in ihm eine Meinungsänderung zu veranlassen, erkannte er nur Wirkungen der Furcht vor öffentlicher Bloßstellung. Diese Ansicht wurde durch jene Stelle ihres Briefes, die auf eine zu

hoffende, ihm bis jetzt unbekannt gebliebene Familienvergrößerung hindeutete, noch bestärkt.

„Ha," rief er wild auflachend, „nun ist es klar, warum sie mich sucht; sie braucht einen Vater zu ihrem zweiten Kinde, der in der großen Welt bei der Taufe feierlich die Honneurs mache. Beim allmächt'gen Gott, sie soll vergebens auf ihn warten! Wird mein Name dennoch von einem Bastard gemißbraucht, so soll man wenigstens erfahren, daß er ursurpirt, daß er mir gestohlen wurde." — Er schellte. Ein Diener trat ein. „Die Aufseherin meiner Tochter," befahl er. Auch diese erschien. „Stephania ist streng zu überwachen und darf mit Niemand außerhalb des Hauses sprechen, bei Verlust des Dienstes. Verstanden?" Die Duenna, eine schlichte Landfrau, verneigte sich demüthig, und wurde mit der Kleinen entlassen. Von Maras setzte sich an seinen Schreibtisch. Er schrieb:

„Gnädige Frau!

Als Erwiederung des mir von Ihnen zugegangenen Schreibens habe ich nur zu bemerken, daß ich seit jener fluchwürdigen Enthüllung das bisher zwischen uns bestandene Verhältniß als moralisch aufgelöst betrachte. Ich kann allerdings vor dem Gesetz weder Ihnen, noch den von ihnen zu erwartenden Nachkommen meinen Namen vorenthalten, so sehr auch mein Ehrgefühl sich dagegen empört; ich werde jedoch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, öffentlich dagegen zu protestiren.

Franz von Maras."

## Siebzehntes Kapitel.

Es war bereits ziemlich dunkel, als von der Magleinsdorfer Vorstadt herkommend, nicht weit nach dem Anfange der Wiedenstraße, ein Miethwagen still hielt. Der Kutscher stieg ab und öffnete den Schlag. „Ihro Gnaden entschuldigen, ich habe zu fragen vergessen, wohin Sie geführt zu werden wünschen,“ sagte er, indem er höflich den Hut hob. „Wollen Ihro Gnaden mir nicht Ihre Wohnung nennen,“ wiederholte er, nachdem er einige Minuten vergebens auf Antwort gewartet hatte. Dasselbe Schweigen. Er bog sich nun etwas mehr in den Wagen hinein, um zu sehen, was aus seiner Passagierin geworden sei, und bemerkte, daß sie nicht mehr aufrecht saß, sondern auf dem Sitze zusammengesunken lag. Sie in Schlaf gesenkt glaubend, gab er, um sich ihr verständlich zu machen, seinen Lungen die möglichste Ausdehnung, und dadurch seiner im Ganzen nicht allzuflötenden Stimme eine solche Stärke, daß sie füglich die Weltgerichtsposaune des Erzengels, oder Josua's mauernzerschmetterndes Blasinstrument ersetzen konnte. Da indeß auch dieser Riesenversuch erfolglos, und die Dame ohne irgend ein Zeichen von

Bewußtsein blieb, faßte er sich ein Herz und fing an, sie nach seiner Weise, wie er glaubte, wach zu schütteln. Kein Zucken, keine Regung erwiederte seine kräftigen Erschütterungen. „Hm,“ brummte er endlich vor sich hin, „die ist wohl am Ende gar todt. Na, das wär'n schöner Spektakel; wo soll ich nun mit ihr hin? Die Spitäler sind alle weit von hier. — Halt, hier in der Nähe muß ja wohl der Bernetti, der Gypsfigurenträger, wohnen. — Ja, ja, da will ich für's Erste anklopfen. Es sind ganz brave Leute; sie werden mir gewiß mit Rath und That beistehen.“ Er hatte während dieser Deliberation den Wagen wieder geschlossen und seine etwas säumigen Gäule in den Gang gebracht. Das bekannte Haus in der Blechernenthurmgasse war bald erreicht. Er überließ nun seine Thiere für einen Augenblick ihrem Anstandsgefühl, auf das er bei ihrer Müdigkeit sicher rechnen konnte.

„Ei, was bringst Du uns noch so spät, Seperl?“ fragte Bernetti den eintretenden Rosselenker.

„Ich bringe viel,“ entgegnete dieser; „nur weiß ich nicht, ob es Euch lieb sein wird.“

„Nun, laß nur immer sehen.“

„Das soll gleich geschehen, wenn Ihr so gut sein wollt, mit mir zu kommen. Nehmt aber ein Licht, und wenn Ihr's habt, ein Bischen Tropfen oder Essig mit. Denkt Euch, da habe ich gestern Morgen eine bildhübsche junge Frau nach Halmenau gefahren, und wie ich sie jetzt wieder nach der Stadt zurückbringe, finde ich sie auf einmal ohne Leben, wie eine Leiche im Wagen. Sie war,

als wir aus dem Dorfe wegfuhren, allerdings sehr blaß und schien außerdem nicht eben vergnügt, aber ich hätte doch nimmermehr gedacht, daß es gleich so schlimm mit ihr werden würde. Wenn man sie nur wenigstens so weit zur Vernunft bringen könnte, daß man erführe, wo sie wohnt"

„Du bist nun schon eine mitleidige Seele gegen junge Weiber," scherzte Bernetti, indem er das Licht vom Tische nahm und voranging, während seine bessere Hälfte sich mit den ihr zu Gebote stehenden medizinischen Requisiten versah. Beatrice — sie war es — befand sich noch ganz in demselben hilflosen Zustande, als man den Wagen wieder öffnete. Eine lebhafte Besorgniß erfüllte die ihr nahe tretenden Personen beim Anblick ihres lieblichen, aber marmorbleichen Gesichts. Frau Bernetti ließ es sich sogleich angelegen sein, ihr Stirn und Wangen mit starker Essenz zu reiben, ohne jedoch die mindeste Wirkung zu erzielen.

„Die wird wohl erst am jüngsten Tage wieder zu sich kommen," sagte kopfschüttelnd der Kutscher.

„Sie scheint freilich ziemlich starr," meinte der Gypsfigurenträger, „aber darum muß sie immer noch nicht gerade todt sein."

„Hier können wir sie übrigens nicht lassen, wenn wir noch weiter sehen wollen, was mit ihr anzufangen ist," sagte Frau Bernetti. „Wie wär's, wenn einer von Euch sie hinauftrüge? Man könnte sie dann bequemer legen und hätte dies und jenes Nöthige auch eher zur Hand."

„Deine Frau hat Recht," stimmte Seperl bei. „Es

wäre wohl sehr gut von Euch, wenn Ihr das arme Geschöpf für den Augenblick aufnehmen möchtet, bis man sieht, wie man eigentlich mit ihr daran ist."

"Na, das ist ja doch Christenpflicht," erwiederte Frau Bernetti. "Wir wollen schon an ihr thun, was wir können. Du mein Gott, so eine feine Person, und noch so jung. — Wer von Euch beiden wird sie denn nehmen? Ich dächte, Du, Giuseppe; Du bist noch kräftiger, als Herr Seperl."

"Ihr thut mir wirklich einen großen Gefallen; denn wenn ich mir's nicht mit dem Herrn verderben will, muß ich doch wohl jetzt an's Nachhausekommen denken."

"Bist Du denn für die Sache bezahlt?" fragte Bernetti.

"Ja, sie hat mir das Geld schon vor unserm Aufbruch von Halmenau gegeben. Wenn ich Euch also vor der Hand nicht mehr helfen kann, so will ich mich immerhin sacht fortmachen. So bald es mir möglich ist, vielleicht noch heut nach dem Futtern, komme ich noch einen Schub her und höre, wie's geht." Man schüttelte sich zum Abschiede die Hand und trennte sich mit all der offenen Herzlichkeit, die eben gerade die untern Schichten der Gesellschaft so schön charakterisirt. Dort ist fast nur noch ausschließlich Aufrichtigkeit zu finden in Gefühl und Ausdruck; hier hat man noch den Muth sich zu zeigen, wie man ist, während man in den höheren Kreisen häufig seine ganze Existenz auf das Raffinement der Vorstellung basirt. Sucht man Gefälligkeit, Vertrauen, Hingebung, gewiß, man wird sie bei dem schlichten Manne

zehnmal finden, ehe man sie unter den höhergebildeten Ständen einmal antrifft. Darum bilden auch die weniger begüterten, weniger begünstigten Massen, denen jener Calcül selbstsüchtiger Sybariten fehlt, eben den Kern des Volkes. Im Volke theilt der Freund sein letztes Brot mit dem Freunde, während der feine Tafelschmarotzer dem einst vergötterten und nun verarmten Gastgeber gleichgültig oder höhnend den Rücken wendet. Im Volke geht sogar das Recht mit dem Elend sehr oft Hand in Hand, während der glänzende Prasser es ohne jedes äußere Motiv, ohne Noth oft verläugnet. Das Volk allein ist endlich fähig, sich für eine erhabene Idee zu begeistern, zu erheben, dafür zu kämpfen und zu sterben. In den obern Regionen der Gesellschaft kennt man meist nur die Idee des Ichs, den einen Zug der Selbstsucht und einen Beweger für alles geistige und materielle Leben: den Vortheil. — Für sie giebt es darüber hinaus nichts als abgeschmackte Dummheit und Wahnsinn.

Das Vernettische Ehepaar nahm sich Beatricens auf das liebreichste an.

Giuseppe umfaßte sie mit seinen muskulösen Armen und trug sie ohne bedeutende Schwierigkeit hinauf in seine Wohnung, wo ihr von der mitleidigen Hausfrau sogleich ihr Bett eingeräumt wurde. Der Mann aber wurde, da alle angewendeten Hausmittel fruchtlos blieben, nach einem Arzt detachirt, in dessen Begleitung er auch in kurzem zurückkehrte. Die braven Leute wurden durch die Aeußerungen des Doktors hinsichtlich ihrer neuen Hausgenossin eben nicht beruhigt. Er schien ihren Zustand bedenklich

zu finden und verordnete schleunigen Aderlaß nebst einigen Medikamenten.

„So lauf nur schnell noch zu dem Wundarzt," trieb Frau Bernetti ihren Mann, „aber wenn wir nun noch Jemand hätten, der nach der Apotheke ginge, denn da sie ganz entgegengesetzt liegt, so muß der, welcher den Chirurg bestell', einen zu großen Umweg machen und deshalb viel Zeit verlieren, wenn er beide Gänge abthun will," fügte sie hinzu.

„Gherardo ist ja zu Hause, ich werde ihn ersuchen das Recept zu bestellen; er ist ein flinker Kerl und thut das gewiß recht gern," erwiederte Bernetti, indem er sich zur Kammerthür verfügte und dieselbe öffnete: „He, Du, Bruder," rief er, „komm doch auf einen einzigen Augenblick heraus." Gherardo folgte dem Rufe. „Sieh," fuhr sein Wirth fort, „wir haben hier eine Kranke oder Todte, — wir wissen es noch nicht — für die schnell ein Wundarzt und Medizin besorgt werden müssen; willst Du wohl so gut sein, das Recept in die lateinische Küche zu tragen und dort zu warten bis das Getränk fertig ist, während ich zum Chirurgen laufe?"

„Herzlich gern," entgegnete Gherardo, einen Blick nach dem Bett richtend, an dem der Arzt noch immer in ernster Beobachtung stand. „Gott erbarme sich! sie!" rief er, indem er unwillkürlich vorstürzte.

„Wer?" fragten die Eheleute.

Gherardo besann sich. Ungewiß, ob er wagen dürfe, Frau von Maras unter seinen Bekannten aufzuführen,

beschränkte er sich auf die Antwort, daß er ihren Namen nicht wisse, sie aber für eine Landsmännin halte, die er in seiner Vaterstadt oft gesehen habe. Damit kam er bei der Dringlichkeit der Umstände für den Augenblick los. Er flog mehr über die Straßen hin, als daß er ging und hätte alles gethan, was in seiner Macht stand, wenn es ihm dadurch möglich gewesen wäre, die Bereitung der Mixtur zu beschleunigen. Leider ließ sich dafür nichts thun, als sich für eine halbe Stunde in Geduld fassen, da das Verfahren bei der Arzneibereitung in Bezug auf die Zeit oft so fest bestimmt ist, daß in dieser Hinsicht auch nicht die kleinste Veränderung eintreten darf. Er setzte sich dann auf die im Hausflur befindliche Bank, und es dauerte nicht lange, so erhielt er die Gesellschaft eines alten Bekannten, der in derselben Angelegenheit wie er zu warten genöthigt war.

„Ei, guten Abend Gherardo, treffen wir uns hier?“ sagte der spätere Ankömmling, ihm ins Gesicht sehend.

„Ach Du bist's, Petersen,“ erwiederte dieser eben nicht besonders entzückt über diese Begegnung; denn er war im gegenwärtigen Augenblicke zu Allem eher aufgelegt, als zu einem Gespräch.

„Für wen holst Du denn Medizin, bist Du verheirathet?“

„Ich denke nicht daran.“

„Nun, wir haben uns schon so lange nicht gesehen, daß es wohl auch nichts so Unmögliches wäre, wenn Du in der Zwischenzeit zu Weib und Kind gekommen wärest. Weißt Du, wie vielen Lenz wir immer machten, als ich

noch bei der alten Gräfin Merzobach war, und Du nebenan arbeitestet. Das war damals ein fideles Leben. Du wolltest zwar immer nicht recht heran und littest, wie man so sagt, an der Heimkrankheit, oder auch an sonst was; aber es half Dir nur nicht viel, Du mußtest unter den Wölfen doch endlich mitheulen. Jetzt ist das alles anders; ich habe zwar jetzt auch einen ziemlich guten Herrn. Der Dienst bei dem Lieutenant von Maras ist wirklich gar nicht zu verachten.“ —

„Von Maras?“ fuhr Gherardo wie elektrisirt auf.

„Nun ja, ein höchst flotter Offizier — unter uns gesagt, der Dir Streiche macht für zehn. Besonders mit den Weibern hat er sein Wesen, der läßt kein Lärvchen ungeneckt. Hat er doch sogar seinem Bruder die Frau abspenstig gemacht, der Teufelskerl. Na, das ist'n schöner Skandal, und überall bekannt in der ganzen Stadt. Die Sache mag wohl schon lange heimlich gegangen sein; nun ist aber der Mann doch endlich dahinter gekommen und die Geschichte ist so publik geworden, daß er auf und davongefahren ist auf seine Güter.“

Gherardo saß wie versteinert, fast ohne Gedanken; es war ihm, als hätte ein plötzlicher heftiger Schlag ihn aller Besinnung beraubt. „Was sagst Du? — nein es ist nicht möglich, daß sie solcher Handlung fähig sei,“ sprach er dumpf vor sich hin.

„Kennst Du sie denn?“

„Ich habe sie früher manchmal gesehen. Sie ist aus meiner Vaterstadt.“

„Ja, ja 's ist wahr, sie ist eine Italienerin.“

„O, sie kann nicht schlecht sein," rief der junge Handwerker schmerzlich; „sie war das edelste Wesen, welches ich je kannte."

„Ah bah, Du wirst viel wissen, sie wird Dich wohl nicht zu ihrem Vertrauten gemacht haben. So viel ist sicher, daß sie mit meinem Herrn einen kleinen oder großen Handel hat. Denke Dir: beide Brüder sind auf der Jagd in Marienbrunn. Da macht sich mein Herr, während Alles bei Tafel sitzt, bei Nacht und Nebel fort und kehrt des Morgens hieher zurück. Am Abend führt er seine Schwägerin in die Oper. Der Andere ist unterdessen auch nach Hause gekommen; es giebt noch spät eine Familienscene und wie ich Dir sage, der Ehemann saus't auf und davon. Es muß hart unter den Dreien hergegangen sein."

„Ich muß es also glauben. — O, es ist abscheulich! abscheulich!" rief Gherardo mit einer Gebehrde des Entsetzens.

„Nu, was geht denn das Dich groß an."

„Glaubst Du, daß es einen gleichgültig läßt, wenn man von Jemand, den man für gut hielt, Niederträchtigkeiten hört? Ich könnte rasend werden über ein solch ehrvergessenes Geschöpf. Dieser brave Maras, es ist ein so wackerer Mann."

„Ei, was wirst Du Dich denn so erboßen, laß das vornehme Volk doch machen, was es will. Komm, wir wollen hier nebenan ein Glas zur Stärkung nehmen, während die Köche da drin unsere Tränkchen brauen. Komm."

„Ich danke Dir. Ich bin im Augenblick nicht im Stande, auch nur einen Tropfen zu trinken.“

„Ach was, dummes Zeug; mach' keine Flausen.“

„Wenn ich Dir aber sage, daß ich nicht kann, daß ich mich krank fühle.“

„Das ist freilich etwas Anderes. Da mag es bleiben, bis wir wieder einmal zusammenkommmen.“ Das Schiebfensterchen der Apotheke wurde nun geöffnet, Gherardo trat hin, die Medizin in Empfang zu nehmen, und war froh, nachdem er so viel gehört hatte, von seinem geschwätzigen Freunde loszukommen. Wahrhaftig, die erhaltenen Mittheilungen waren von der Art, daß er sich durch dieselben in die fürchterlichste Gemüthsstimmung versetzt sah. Er verlor Beatrice zum zweiten Male, und dieser Verlust war ihm ungleich schmerzlicher, als der erste. Damals, als sie von Maras ihre Hand reichte, wurde jener höhere Reiz, der ihn allmächtig zu ihr hinzog, nicht gestört, noch geschwächt. Sie verletzte durch ihr Bündniß keine Pflicht gegen ihn, sie hatte seine Neigung nie geahnt. Sie blieb für ihn nach wie vor das Ideal weiblicher Vollendung, zu dem er mit einer heiligen Verehrung aufblickte. Petersen's Bericht hatte nun diese Illusion wie ein Wetterstrahl vernichtet. Der Engel war auf einmal zur Furie herabgesunken, und alle seine Empfindungen hatten sich im Augenblick in Entsetzen und Abscheu verwandelt. O, es ist schrecklich, da, wo man liebte, wo man alles Gute und Edle verehrte, plötzlich verachten zu müssen. Verachten müssen, das ist noch fürchterlicher

als hassen. — Fast hätte er das Medikament an die Erde geschleudert, denn was lag an dem Leben einer niedrigen Verbrecherin. Doch sein besseres Gefühl siegte über seinen Zorn; er dachte bald der Leidenden mehr, als der Schuldigen, und ging, wenn auch schwer grollend, dahin, wohin die Menschlichkeit ihn rief. Die Unglückliche lag noch immer ohne Zeichen des Bewußtseins, obgleich sich seit dem Aderlaß eine regere Thätigkeit im Organismus verkündete. Gherardo konnte, ungeachtet der in ihm stürmenden heterogenen Empfindungen, sich doch nicht enthalten, einen Blick der Theilnahme auf sie zu richten. Wie lag sie doch so still da mit ihrem bleichen Gesicht, über das schon der Friede des Todes zu wehen schien. Hier war keine Spur der Sünde aufgedrückt, keine Selbstanklage, kein innerer Vorwurf sprach aus diesen Zügen. Ein unsägliches Weh durchzuckte wie ein kalter, tödtender Stahl die Seele des jungen Mannes. Sie kann nicht schuldig sein, riefen alle Stimmen seines Herzens. Der Heiligenschein solcher Verklärung kann nicht das Haupt einer Buhlerin umfließen. Er drückte krampfhaft seine Hände gegen Stirn und Brust, als wollte er den in ihm aufstrebenden Ausruf gewaltsam in sich zurückhalten. Er hätte an ihrem Lager hinsinken und sie um Verzeihung anflehen mögen für seinen entehrenden Wahn.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Noch an demselben Tage, an dem Franz das unheilvolle Schreiben, das ihn für immer von seiner Gattin schied, an dieselbe abgesandt hatte, verließ er Halmenau mit seiner Tochter. Auf der nächsten Station angekommen, schickte er die Equipage, die ihn an Ort und Stelle gebracht hatte, mit den dabei befindlichen Leuten zurück, nahm Extrapost und eilte sofort der ungarischen Grenze zu. Erst als er diese überschritten hatte, gönnte er sich in Preßburg eine kurze Rast. Es war tiefe Nacht, als man dort anlangte. Er hüllte, ehe er ausstieg, Stephania auf das sorgfältigste in seinen Mantel und trug das furchtsame Kind, das längst keine Aeußerung, keinen Laut mehr zu thun wagte, selbst in die ihn erwartenden Zimmer. Hier wurde Stephania ebenfalls sogleich aus dem Gesichtskreise des dienstthuenden Personals entfernt. Sobald am folgenden Morgen die zum Geschäftsverkehr geeignete Stunde nur irgend herangenaht war, verschloß er die Stube, in der Stephania noch schlief, steckte den Schlüssel zu sich und entfernte sich, um einige unerläßliche Besorgungen abzuthun. Es währte nicht lange, so kehrte

er in Begleitung eines Kommissionärs zurück, der ihm an der Thür ein Päckchen, das er bis dahin getragen hatte, überreichte. Er begab sich damit sofort in das Gemach, in dem er seine Tochter zurückgelassen hatte. Nachdem der innere Riegel auf's neue vorgeschoben war, trat er an ihr Bett und weckte sie. Sie richtete sich sogleich auf, aber ohne wie sonst den Tag und das väterliche Antlitz froh zu begrüßen. Ihr hatte er, seit sie fern von ihrer Mutter lebte, nicht mehr gelächelt; sie hatte seitdem in dem strengen Blicke ihres Vaters keinen heitern Gedanken mehr gelesen.

„Du wirst diese Kleider anziehen,“ sagte er, ihr die eben gebrachten Stücke bezeichnend. „Du kennst sie doch?“

„O ja; aber es sind ja Knabenkleider; das ist ein Knabenrock —“ antwortete sie höchst verwundert.

„Nun ja, und die wirst Du von heut' an immer tragen. Ich will, daß man Dich in Zukunft für einen Knaben halte. Du wirst Dich von jetzt ab Stephan nennen. Auch ich werde einen andern Namen haben, das merke Dir wohl. Alles Uebrige, was gewesen ist, wo wir gelebt, wen wir gekannt haben, wirst Du vergessen, hörst Du, Alles.“ —

Das Kind sah ihn einige Minuten unentschieden an, als habe es Mühe, selbst den Wortlaut einer so unerhörten Rede zu fassen. Das liebliche Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. „Soll ich denn auch die liebe Mutter vergessen?“ — fragte sie mit thränenerstickter Stimme.

„Alles hast Du zu vergessen, außer dem Gehorsam, ich wiederhole es Dir. Du möchtest es bereuen, wenn es Dir einfiele, irgend wo, zu irgend wem nur ein Wort über mich oder Dich, oder über das, was früher war, zu sprechen. Du dürftest dann nie mehr vor mich kommen. Ich würde Dich fremden Menschen übergeben, weit weg von mir.“

„O nein! nein, lieber Vater! Ich werde nichts sagen, ich werde thun, was Du willst; nur bringe mich nicht auch fort von Dir! Ich müßte dann ja sterben,“ rief sie, sich schluchzend an ihn schmiegend.

Von Maras hob sie bewegt empor und bedeckte sie mit Küssen. Er vergaß in diesem Augenblick, daß sie die Tochter einer von ihm so tief verachteten Frau war. Er sah nur sein liebendes, engelgleiches Kind in ihr. Er hatte in der letzten Zeit wahrlich nichts gethan, sich diese Liebe zu erhalten; sein finsteres Wesen war im Gegentheil eher geeignet gewesen, sie ihm zu entfremden. Und doch hing sie so innig an ihm, trotz seiner Strenge, mit der er sie all' ihren lieben Verhältnissen entriß. Gütig, wie sonst, beruhigte er sie über ihre Furcht, ihn verlassen zu müssen, indem er sie gleichzeitig in dem Glauben bebestärkte, daß ihr unverbrüchliches Schweigen über ihren wahren Namen und Stand für ihr beiderseitiges Schicksal von der höchsten Wichtigkeit sei, und daß dessen leiseste Verletzung großes Unheil über sie bringen könne. Sie versprach nochmals den strengsten Gehorsam und versuchte, um denselben durch die That zu zeigen, sogleich ihr neues Kostüm. Sie sah reizend darin aus, obgleich es nur aus

ganz schlichtem Stoffe bestand. Da sich nach dieser Metamorphose kein Aufenthaltsgrund mehr vorfand, so traf von Maras unverzüglich Anstalten für seine Weiterreise, und bald schallte das Horn ihres Postillons ferner und ferner von Preßburg.

## Neunzehntes Kapitel.

Die Familie Bernetti und mit ihr Gherardo, der, wie wir wissen, als Untermiether bei derselben lebte, hatte sich durch die Aufnahme der unglücklichen Beatrice eine schwere Verpflichtung auferlegt, die sie, wenn auch nicht ohne manches Opfer, dennoch auf das edelste erfüllten. Die Hausfrau, welche, wie dies meist in der dürftigern Volksklasse der Fall ist, auch auf einigen Erwerb angewiesen war, mußte schon seit Wochen ihre ganze Zeit der Krankenpflege widmen, wodurch ihr mancher sehr empfindliche pecuniäre Nachtheil erwuchs, und auch Gherardo, der seinerseits die Sorge für alle materiellen Bedürfnisse der Kranken übernommen hatte, war seitdem genöthigt, gar manchen Schlüssel mehr zu feilen, manche Stunde Schlaf zu entbehren. Doch die braven Leute thaten das gern und fühlten sich reichlich belohnt und froh, als ihnen eines Tages der Arzt die Möglichkeit der Genesung in Aussicht stellte. Der erste Schimmer des Bewußtseins schien nämlich wieder in diesem zerrütteten Organismus aufzudämmern. Das Fieber mit seinen verwüstenden Phantasien hatte seine Wuth erschöpft. Beatrice öffnete zwar wegen

zu großer Schwäche nur selten die Augen, aber wenn es geschah, so bemerkte man, daß sie im Stande war, die von außen erhaltenen Bilder richtig aufzufassen. Sie betrachtete ihre Umgebungen erst mit Staunen, dann aber, als sie in ihnen ihre Pfleger und Wohlthäter erkannte, mit dem rührendsten Ausdruck des Dankes. Endlich fing sie an, einzelne Worte auszusprechen, bis sie sich nach und nach auch in längern Sätzen zu unterhalten vermochte. Wieder einige Zeit verging, und schon konnte sie manchmal aufrecht sitzen und ihrer treuen Pflegerin Bernetti sanft die Hand drücken. Was Gherardo betrifft, der kam, seit sie sich wieder bewußt war, nicht zum Vorschein. Er hatte, einmal, um ihr durch seinen Anblick keine Aufregung zu verursachen, zweitens aber auch, um sich nicht selbst fortwährenden Gemüthserschütterungen auszusetzen, ein anderes Quartier in der Nähe bezogen. Wahrlich, er hatte ohnedies harte Kämpfe genug mit sich zu bestehen; denn wenn auch seine unendlich edle Liebe jeden Zweifel an Beatricens Tugend so gern zurückweisen wollte, so sprachen doch alle Indizien auf das entschiedenste gegen sie, und die Erkundigungen, die er indessen eingezogen hatte, stimmten nur zu sehr mit der erst von Leopold's Diener erhaltenen Mittheilung überein. Es war in seinem Geiste ein fortwährendes qualvolles Schwanken zwischen Glauben und Verneinen, zwischen Vergötterung und Abschen. Er hätte Alles darum geben wollen, aus diesem Zustande zu irgend einer Bestimmtheit überzugehen. Wie konnte er jedoch dazu gelangen? Wie konnte er Anspruch machen, die Tiefen eines ihm so fern stehenden Herzens zu ergründen? Der

Mensch ist verschlossen wie das Grab, wenn es sich um seine eigene Schuld handelt. Er konnte nicht ahnen, daß Beatrice selbst zufällig den Enthüllungsmoment herbeiführen werde. Gegen die Eheleute Bernetti hatte er sich über sein Verhältniß zu ihr durchaus oberflächlich ausgesprochen und ihnen blos, um seine Theilnahme für sie zu motiviren, gesagt, daß sie seine Landsmännin und, so viel er wisse, in Wien verheirathet gewesen sei.

An einem Sonntagmorgen, als eben die ersten Glockentöne zum Frühgottesdienste riefen und die jugendliche Sonne gar freundlich durch die halb zugezogenen Fenstergardinen blickte, trat Frau Bernetti an Beatricens Bett, indem sie sich theilnehmend nach ihrem Befinden während der Nacht erkundigte — denn es wurde bei ihrer fortschreitenden Besserung nicht mehr bei ihr gewacht.

„Gott sei Dank und Ihrer liebevollen Pflege, ich fühle mich heut' wieder bedeutend wohler,“ sagte diese, die Hand der braven Frau in die ihre fassend.

„Der Himmel macht uns eine große Freude dadurch, daß er Ihnen wieder aufhilft. Offen gesprochen, ich habe es nicht geglaubt.“

„Was haben Sie nicht aber auch für mich gethan! Welche Mühe, welche Sorgfalt haben Sie aufgewendet für meine Erhaltung, welche große Opfer gebracht. Sie leben nicht im Ueberflusse und müssen das für mich zu Verwendende schwer entbehren.“

„Nun, nun, deshalb seien Sie ruhig; so gar arg ist es nicht. Ich soll es zwar nicht sagen — aber ich kann

doch keinen unverdienten Ruhm annehmen — Gherardo sorgt wohl eigentlich für Sie.“

„Gherardo?“ fragte Beatrice verwundert, „wer ist das?“

„Ein Landsmann von Ihnen, der Sie aus Pisa kennt.“

Die Kranke sann einen Augenblick; denn obwohl ihr der Name bekannt klang, so war er ihrem Gedächtniß nicht unmittelbar gegenwärtig geblieben. Sie erinnerte sich indeß bald dieses Namens und des jungen Menschen, den sie mehre Male bei Mutter Brighitta gesehen hatte. So dankbar sie aber auch seine Güte für sie erkannte, so beunruhigte sie doch der Gedanke, gekannt zu sein, sehr lebhaft. Durch einige Wendungen des Gesprächs bemerkte sie jedoch, daß dies in Bezug auf ihre Wirthsleute nicht der Fall war. Ihre ganze Sorge richtete sich nun darauf, dies durch eine Besprechung mit Gherardo auch für die Zukunft möglichst zu verhindern. Sie bat Frau Bernetti, ihr durch irgend einen Vorwand Gelegenheit zu verschaffen, ihren edelmüthigen Freund baldigst sehen und sprechen und ihm danken zu können. Es wurde ihr versprochen die Sache nach ihren Wünschen einzuleiten, und schnell war irgend ein Schloß verdorben, was augenblicklich Veranlassung bot, den befreundeten Schlosser zu citiren. Er kam, aber er vermied so viel als möglich von Beatrice erkannt zu werden. Seine Strategie war umsonst. Frau Bernetti schlüpfte endlich gar aus der Stube, und er sah sich mit Beatrice allein. Doch er fuhr emsig fort die Nägel aus dem gelegenheitmachenden Schlosse zu ziehen und es abzunehmen.

Da rief ihn eine süße bekannte Stimme: „Wollen Sie nicht so gütig sein, einen Augenblick näher zu treten?“ bat Beatrice.

Damit war jedes längere Umgehen unmöglich. Er näherte sich dem Bett auf einige Schritte. „Mein edler Landsmann“ fuhr sie fort, „es ziemt Ihnen nicht, so vor der Unglücklichen zu stehen, die Ihnen nächst Gott und den wackern Bernetti ihr Leben und ihre zeitherige Existenz verdankt,“ sie deutete auf einen näher befindlichen Stuhl. Die Weisung zum Niedersetzen kam in der That zur gelegenen Zeit, denn unserem Eisenarbeiter, der sich sonst nicht eben über Reizbarkeit zu beklagen hatte, fingen die Knie nachgrade an etwas zu schlottern, so durchschüttelte ihn die innere Bewegung bis ins Mark. Er folgte dem erhaltenen Winke. „Sie haben sich meiner in meinem hülflosen Zustande auf eine Weise angenommen,“ begann sie wieder nach einer Pause, „wie es nur von wahren Freunden geschehen kann, und Sie sind dadurch zu mir in diese Beziehung getreten: Ich werde in Ihnen von jetzt an einen meiner aufrichtigsten Freunde erblicken.“ Gherardo war noch immer unfähig ein Wort hervorzubringen. — Beatrice sprach weiter. „Die Eröffnungen, die ich Ihnen machen will, mögen Ihnen das volle Vertrauen, welches ich in Sie setze und die Wahrheit meiner gegebenen Versicherung beweisen. Ich weiß nicht, ob Sie mich wiedererkennen, doch wenn ich Ihnen zu Hülfe komme, erinnern Sie sich vielleicht meiner aus der Nähe der guten Mutter Brighitta. Es ist Ihnen wahrscheinlich weiter bekannt, daß ich mich gegen die Wünsche meiner Familie

mit einem Ausländer verheirathete, dem ich hierher folgte. Ich war seit sechs Jahren seine Gattin und durch seine Liebe die glücklichste der Frauen, da wurde ich vor kurzem das Opfer der Rachsucht eines seiner Verwandten, eines Elenden, der den Frieden und das Glück meines Lebens für immer vernichtete, weil ich seinen Wünschen entgegenzutreten wagte. Er hat meinen Gemahl durch das fürchterlichste Lügengespinnst hinsichtlich meiner in einen Wahn gestürzt, den zu zerstören nicht in meine Macht gegeben ist. Ich bin durch diesen Wahn von meinem Manne getrennt und trete deshalb für immer aus den Kreisen und Verhältnissen zurück, in denen ich bisher lebte; sogar mein Name soll im Augenblick aus der Gesellschaft verschwinden. Von der Welt, in der ich mich bewegte vergessen zu werden, ist alles, was ich in diesem Leben noch wünschen und hoffen kann,“ sprach sie mit leiser bewegter Stimme, indem Thränen über die bleichen Wangen hinabperlten.

„Ich kenne einen Theil Ihres Schicksals.“ —

„Gott! ist das so bekannt?“ rief sie, ihn aufgeregt unterbrechend. „Doch Sie, Sie theilen jenen unheilvollen Wahn nicht, das beweis't Ihr Handeln gegen mich.“

„Doch es hat Augenblicke gegeben, in denen er auch mich zu erfassen drohte.“

„Liegt der Glaube an das Verbrechen dem Menschen denn so nahe?“ seufzte die unglückliche Frau.

„Ich irrte nur vorübergehend. Bald kehrt' ich immer wieder zu der Ueberzeugung zurück, daß ein Charakter, wie der Ihre, keiner so unheilvollen Veränderung fähig

sei. Ihr Gesicht schon hat einen solchen Ausdruck der Wahrheit und Herzensreinheit, daß man nichts anderes als Gutes von Ihnen glauben kann.“

„O, warum denkt Franz nicht wie dieser Mann!“ rief sie schmerzlich.

„Weil er Sie nicht so liebt, wie ich,“ hätte Gherardo ihr zurufen mögen. — „Der Antheil, den ich an Ihnen nehme, ist vielleicht anderer Art und läßt mich alles aus einem andern Gesichtspunkt betrachten,“ entgegnete er seine Gefühle gewaltsam in seiner Brust zurückdrängend. „Enden wir jedoch über diesen trüben Gegenstand. Belehren Sie mich lieber über das, was ich zu Ihrer Erleichterung und Sicherstellung zu thun vermag.“

„Meine erste Bitte ist, mich gegen Niemand zu nennen, selbst nicht gegen meine guten Wirthe. Was meinen künftig einzunehmenden Standpunkt und meine Existenzmittel betrifft, das werden wir später berathen. Ich hoffe so viel zu verstehen, um für mich sorgen zu können.“ Nachdem man diese letztern Punkte noch weiter besprochen hatte, verließ Gherardo Beatrice, die er durch seine Gegenwart und die dadurch herbeigeführte Gemüthsbewegung schon zu sehr angegriffen fürchtete. Er war freudig, wie ein beglückter Bräutigam: denn jede Spur von Zweifel an ihrer Tugend war seit dem mit ihr gehabten Gespräch aus seiner Seele verschwunden. Sie war für immer wieder an den Platz erhoben, den sie früher in seinem Herzen einnahm; ja noch mehr, er hatte die Hoffnung gewonnen, das Glück ihres Umgangs, dessen Möglichkeit er nie geträumt hatte, zu genießen. — Es fehlte nicht

viel und er hätte bei seinem Fortgehen die gute Bernetti, die eben auf dem Hausflur beschäftigt war, umarmt. „Nun wird es noch einmal so muthig an die Arbeit gehen, für sie will ich gern täglich drei Stunden länger schmieden und feilen,“ rief er ihr zu.

„Ja, es ist eine liebe, und gute Person, man thut alles gern für sie,“ erwiederte Frau Bernetti. „Sind Sie denn von ihr erkannt worden?“

„O ja, wir haben uns gegenseitig erkannt. Von jetzt an ist es unmöglich, uns je in einander zu täuschen,“ antwortete er im Tone des Triumphs.

„Ei, ei, Gherardo, Sie sind ja ganz begeistert? Sie haben wohl sehr angenehme Offenbarungen erhalten?“

„Die angenehmsten, die ein rechtlicher Mensch erfahren kann. Sie wissen, daß meine Landsmännin die von Ihnen wegen ihrer Wohnung, Namen und Familie an sie gerichteten Fragen ängstlich zurückwies.“ —

„Ja, ja, und das kam mir, unter uns gesagt, so sonderbar vor. Hätten Sie sich nicht ihrer angenommen und für sie gesprochen, ich weiß nicht, was geschehen wäre, ob wir sie bei uns behalten hätten, nach der uns vom Doktor über ihren Zustand gemachten Mittheilung. Es ist keine Kleinigkeit, eine Person bei sich zu haben, die man nicht kennt, und die, wer weis von wem, Mutter werden soll.“

„Sie können über das alles vollkommen ruhig sein. Sie ist unglücklich, aber schuldlos. Gegen den Willen

der Ihren mit einem hiesigen Kaufmann verheirathet, ist sie von demselben, nachdem er seine Verhältnisse durch Unordnungen aller Art zerrüttet hatte, böslich verlassen worden. Um den Verfolgungen der Gläubiger, den Vorwürfen ihrer Familie und sonstigen Demüthigungen zu entgehen, will sie sich aus ihrem frühern Lebenskreise gänzlich zurückziehen und den Namen nicht mehr führen, wegen dessen sie so viel leidet. So, wie ich sie seit früher kannte, konnte ich sie mir nie anders, als unschuldig an ihrem Unglück denken. Da dies sich bestätigt, so habe ich beschlossen, mich ihrer nach meinen besten Kräften anzunehmen, und ich bin überzeugt, Sie und Ihr Mann werden mir und der armen Frau darin zur Seite stehen.«

»Daran soll es nicht fehlen. Wer möchte nicht einem unschuldig Leidenden von ganzer Seele beistehen; und selbst, wenn sie einen Fehltritt begangen hätte, darum würde man sie auch noch nicht verstoßen, wenn sie ihn bereute und sich bessern wollte. Nur eine lasterhafte Person würde und möchte man sich vom Halse halten, das sehen Sie ein, Gherardo. Es muß einem zu viel daran liegen, bei seiner Armuth das Bischen ehrlichen Namen zu erhalten.«

»Ich schätze Sie deshalb, und eben weil ich Ihre Rechtlichkeit kenne, weil ich weiß, daß meine Landsmännin bei Ihnen sich in einer höchst ehrenwerthen Familie befindet, in der es ihr nur zu leben möglich ist, bitte ich Sie nochmals dringend, ihr einen Platz in Ihrem Hause zu gönnen. Sie wird über das alles selbst mit Ihnen weiter sprechen.«

„Seien Sie versichert, daß wir unter solchen Umständen nicht daran denken, sie von uns zu entfernen.“

Gherardo schüttelte die Hand der wackern Frau, dankte ihr, als habe sie ihm selbst die Versicherung seines Glücks gegeben und ging, nachdem er sie mit vielen Grüßen an ihren Mann beauftragt hatte.

## Zwanzigstes Kapitel.

Im nördlichen Ungarn, dort, wo die Karpathen das Land in einem zackigen Bogen umschließen, liegt dicht an der galizischen Grenze, unweit Kesmark das Dorf Bithiny, und in dessen Nähe in einer romantisch-wilden Bergregion ein Jagdschloß. Wie aus dem Gedächtniß der Welt verloren, steht das alterthümliche Gebäude auf der einsamen Höhe, nur von dem Förster und seinen Gehülfen bewohnt. Temsrod, so hieß der Forstbeamte, war ein noch rüstiger Mann von ungefähr fünf bis sechsundvierzig Jahren, schlicht und bieder, dessen Ehrgeiz nur ein Ziel, die Zufriedenheit seines Herrn, kannte. Seit dem Tode seiner Frau, die ihm keine Erben hinterließ, lebte er in dieser Wildniß ohne allen weitern Umgang, als den seiner Jägerburschen, deren er in den weitläuftigen Forsten zur Unterstützung bedurfte.

An einem Sonntage, der einzige Tag, an welchem er den häuslichen Angelegenheiten einige Sorgfalt widmete, und sich auf die Zubereitung und den Genuß eines gemeinschaftlichen Mittagsessens einließ, stand er unter dem Thor, die Augen erwartungsvoll nach der Seite gewendet,

von wo seine beiden Gehilfen, Mathy und Osko, denen er zu dem in Bithiny stattfindenden Ablaß und Kirchweihfeste zu gehen erlaubt hatte, sich nur zu wohl erinnernd, welchen Reiz dergleichen Feierlichkeiten und die damit verbundenen Jahrmärkte in seiner Jugend für ihn gehabt hatten. Er sah es gern, daß das junge Volk nach den Mühen der langen Woche einige Stunden der Erholung und Zerstreuung fand, und übernahm darum gern die Sorge für Haus und Heerd. Auch heute kreischte ein tüchtiger Braten in seinen letzten Vollendungsmomenten; eine Schüssel gekochtes Obst stand bereits, um abzukühlen, auf dem geordneten Tische, und es lag nur an den Abwesenden, wenn seiner Kochkunst im Augenblick noch nicht die gebührende Ehre widerfuhr. Sie zögerten dies Mal bedeutend mit der Heimkehr, und fast wollte es Temsrod bedünken, als könnte der Predigt und Sündenvergebung, des Einkaufs und beiläufigen Frühstücks genug sein. Endlich — es war fast zwei Uhr Nachmittags — sah er sie aus dem Gebüsch hervortreten und den nach der Wohnung führenden Weg nehmen. Doch sie waren zu seinem großen Staunen nicht allein. Ein Mann, der einen Esel ritt und ein Kind vor sich hielt, war mit ihnen. Temsrod ließ den Reisezug in stolzer Ruhe an sich herankommen. Der Fremde war ein blasser Mann von etwa dreißig Jahren, von jener edlen Haltung, die sich dem Aeußern als Stempel des Geistes aufdrückt, die sich die Theilnahme auch des Einfachsten gewinnt und sogar dem Rohen imponirt. Der Forstmann aber war weder das Eine, noch das Andere, und Jeder, der seine Theilnahme

ansprach, konnte derselben im voraus gewiß sein. — Die kleine Karavane hatte endlich das Haus erreicht und hielt an. Osko hob dienstfertig das Kind von dem Thiere, von dem nun auch der Fremde abstieg, indem er es Mathy's Händen überließ, der bereits einen andern bepackten Langohr am Zügel führte.

„Mein lieber Herr Förster,“ sprach er im reinsten Ungarisch, „wenn Sie mich vor Ihrer Wohnung Ihre Gastfreundschaft ansprechen sehen, so geschieht dies nur auf die von diesen jungen Leuten“ — er deutete auf Mathy und Osko — „erhaltene Versicherung, daß ich von Ihnen eher Alles, als eine verneinende Antwort zu fürchten hätte.“

„So wie mich die Bursche kennen, konnten sie Ihnen allerdings nichts Anderes sagen. Ich kann nur hinzufügen, daß ich Sie in meinen Vierpfählen herzlich willkommen heiße und mit der geringen Aufnahme zufrieden zu sein bitte, die Sie bei mir finden können.“

„Ich werde Alles mit großem Dank annehmen, da es mir unmöglich ist, ein anderes Unterkommen zu finden. Im Dorfe ist Alles voll von Gästen, die, wie ich hörte, nicht allein zur kirchlichen Feier, sondern auch zu dem für heut Abend bestellten Tanze von nah und fern herbeigekommen. Ich gestehe, es würde mir im gegenwärtigen Augenblick sehr lästig gewesen sein, den Rest des Tages in dem Tumult einer so stürmischen Lustbarkeit zuzubringen, was ohne den Vorschlag Ihrer Gehülfen und Ihre freundliche Zustimmung unvermeidlich war.“

„Was die Ruhe betrifft, so werden Sie hier nichts zu wünschen haben, das Gezwitscher der Vögel oder das Hundegebell abgerechnet. Aber ich bitte, treten Sie ein, das Essen wartet. Nun, mein Söhnchen, komm, gieb mir die Hand. Nach Tische werde ich Dir auch schöne Hirschgeweihe, Fangmesser und Flinten zeigen; Ihr Buben habt ja so etwas gern,“ sagte der gütige Wirth, die Hand des Kleinen fassend. Dieser aber schien über die ihm eröffnete Aussicht nichts weniger als entzückt.

„O nein, nein, ich will keine Hirschfänger und Gewehre sehen; ich fürchte mich sehr davor.“

„Du wirst diese Furcht von jetzt an ablegen und Dich sogar später daran gewöhnen, damit umzugehen, verstehst Du?“ sagte der Fremde streng. Das Kind senkte bestürzt und entmuthigt das lieblich gelockte Köpfchen. „Er ist bis jetzt immer unter Frauen gewesen und hat in diesem Umgange natürlich auch weibische Manieren angenommen,“ fuhr er, zu Temsrod gewendet, fort. „Ich hoffe jedoch, das wird sich nach und nach verlieren.“

„Gewiß sehr bald, wenn er von nun an nur unter männlicher Aufsicht bleibt.“

„Dafür will ich sorgen,“ erwiederte der Unbekannte, der übrigens nur für den Förster und seine Umgebung ein solcher war; denn in manchen unserer geehrten Leser ist gewiß bereits die begründete Ahnung aufgestiegen, daß wohl Franz von Maras mit seiner als Knabe gekleideten Tochter den Weg nach diesem fernen, vergessenen Winkel Ungarns genommen haben könnte, um sich den Augen der Welt und dem Einfluß seiner Familie zu entziehen.

So war es in der That. Er floh vor der Schmach seines Namens, den er haßte, verabscheute, weil der Mann, der sein Haus entehrte, ihn trug; er hätte sich in die Unterwelt verbergen mögen, damit er sein Ohr nicht mehr berühre. Um für immer spurlos aus den Augen der Gesellschaft zu verschwinden, schien ihm eine so wenig besuchte und bewohnte Gegend, wie der höhere und wildere Theil des Karpathenzuges, am passendsten. Er hatte zwar eigentlich die Absicht gehabt, die ungarische Grenze zu passiren und nach Gallizien überzusiedeln; die Oertlichkeit aber und die Persönlichkeit seines Wirthes sagten ihm so außerordentlich zu, daß er mit des Försters Einwilligung sein Domicil an dem Orte, wo er sich gegenwärtig befand, zu nehmen beschloß. Er besprach sich deshalb noch an demselben Abend mit Temsrod, der sehr gern auf seine Wünsche einging. Die einzige Schwierigkeit lag in der Besorgung des erweiterten Hauswesens, der sich der Förster bei seinem Amte unmöglich unterziehen konnte. Nach seinem Vorschlage aber eine Frau dafür anzunehmen, dazu konnte sich von Maras, der sich hier Warner nannte, nicht verstehen. Sein Haß gegen das weibliche Geschlecht war so groß, daß ihn der Anblick jedes weiblichen Wesens belästigte, was ihn ja auch zu dem Entschluß bestimmte, Stephania als Knaben auftreten zu lassen. Endlich fand der Waidmann ein Auskunftsmittel aus diesem Dilemma. Er erinnerte sich nämlich eines in der Nähe wohnenden ehemaligen Wirthshausbesitzers, der nach seiner Meinung in allen Zweigen der Wirthschaftsführung ziemlich erfahren sein mußte, und der

durch die ihm gebotene Stelle eines Haushofmeisters, Obermundkochs und Kelleraufsehers sich sehr glücklich sehen mochte, da er, schon längst von Haus und Hof gekommen, in größter Dürftigkeit lebte. Mathy wurde nach ihm abgesendet, und der Handel, bei der Zufriedenheit der contrahirenden Theile, sofort abgeschlossen.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

„Werden der Herr Graf das Abendbrot hier einnehmen, oder im Saal,“ fragte der Kammerdiener einen Greis, dessen lebensfrischem Antlitz die Zeit nur die Spuren der Würde, aber nicht der Hinfälligkeit aufgedrückt hatte.

„Ich werde auf der Terrasse bleiben, unter meinen Blumen und Vögeln,“ erwiederte dieser. „Die Luft ist angenehm und still. Ich habe sogar Lust, mich heut einmal etwas weiter in den Park und wo möglich in den eigentlichen Busch zu wagen. Du magst mich begleiten, Johannes. Der Spaziergang soll mir Appetit machen und mir eine gute Nacht verschaffen.“

„Das wird sicher der Fall sein. Auch haben der Herr Graf, so viel ich weiß, seit Ihrer Rückkehr den Wald noch gar nicht gesehen. Das ist alles so hoch und dicht geworden.“

„Ich glaube es wohl, und ich muß Dir gestehen, daß mich in der That eine gewisse Sehnsucht nach meinen Pflanzungen hinzieht, wo ich als junger Mann die Bäumchen säen ließ. Ich habe jedes Mal, wenn ich sie

wiedersehe, meine Freude an den erwachsenden Schlägen, die gesund und kräftig, wie ein jugendliches Geschlecht aufstreben. An meinen Kindern ist mir dieser erhebende Anblick nicht geworden, sie sind eingegangen als zarte Pflanzen. Alles hat mich nach und nach verlassen: meine Wanda, die Freunde — nur die Natur ist mir geblieben und die Erinnerung an ein thätiges, nicht erfolgloses Leben. Die eine tröstet mich lächelnd in meiner Einsamkeit, sie flüstert mir zu von Fortdauer und Bestehen; die andere giebt mir den Muth, dieses Fortbestehen mit froher Seele zu wünschen und zu hoffen." Der liebenswürdige Greis schwieg und wandelte auf den Arm seines treuen Dieners gestützt, den er mehr als einen Freund behandelte, in stillem Nachdenken unter den länger werdenden Schatten dahin. Sie stiegen von den Terrassen hinab, welche die nächsten Gartenanlagen bildeten, an die sich alsdann der Park und endlich die waldige Abdachung der Bergregion anschloß, die nach einem reizenden Grunde führte, dessen buschige Bedeckung wie ein grüner Stern zwischen den Höhen wallte. Als sie sich so zwischen dem Dickicht durchwanden, erblickten sie plötzlich vor ihren Füßen ein auf dem duftigen Grase schlafendes Kind. Der Kleine, noch in zartem Alter, war ungemein lieblich; doch vermißte man auf seinem Engelsgesichtchen den Ausdruck jenes tiefen innern Friedens, der sonst über den Häuptern schlafender Kinder weht. Hierher hatte schon der Schmerz seine Schatten geworfen und noch zeigte sich auf den Wangen die Thränenspur. Man hätte sagen mögen, ein Genius der über das Schicksal seines Schützlings weinend

entschlummerte. Die beiden Wanderer standen überrascht.

„Wie kommt das kleine Geschöpf hierher in diese Wildniß?“ sagte der Graf.

„Was mich am meisten wundert,“ bemerkte Johannes, „ist sein Aeußeres; seiner Kleidung nach zu schließen, muß es von gutem Herkommen sein, hier wenigstens geht kein Kind auf diese Art. Diese saubere Wäsche, der feine Kasimir-Anzug — und es wohnt doch durchaus keine Herrschaft in der Nähe, eben so wenig haben wir hier irgendwo einen Gasthof, wohin es etwa mit dort befindlichen Fremden gekommen sein könnte. —“

„Es muß doch aber mit Jemand hierher gekommen sein, und die zu ihm gehörenden Personen verloren haben. Rufe mehre Mal so stark, als Du kannst. Vielleicht, daß man Dich hört und der Stimme folgt.“ Johannes gab nun seinen Lungen die möglichste Ausdehnung und konnte hinsichtlich seines Stimmumfangs getrost mit dem Stimmbereich eines amerikanischen Ochsenforschers rivalisiren. Das ganze durch seine herkulische Anstrengung erzielte Resultat war jedoch das Erwachen des Kleinen. Nähe und Ferne blieb übrigens stumm, bis auf den matten Wiederhall, der von einigen Seiten zurücktönte.

„Wo bin ich?“ fragte das Kind, als es zum vollen Bewußtsein gelangt war und sich halb aufgerichtet hatte.

„Ein deutscher Fremdling — um so sonderbarer,“ — sagte der Graf zu sich selbst. „Du bist bei guten Menschen, mein Söhnchen, die Dich gern zu Deinen Eltern führen wollen, wenn Du ihnen nur sagst, wo diese sind,“

fuhr er zu dem Kleinen in eben der Sprache fort, in der er von diesem angeredet worden war.

„Ich habe keine Eltern; ich habe nur einen Vater.“

„Und wie nennt sich derselbe?“

„Franz Warner.“

„Seine Wohnung?“

„Die weiß ich nicht. Wir kamen erst vor ein Paar Tagen in die Berge, in den Wald, wo wir beim Herrn Förster auf dem Schlosse wohnen. Ich bin in die Büsche gegangen, wo die süßen rothen Beeren stehn, mir welche zu pflücken — Mathy hatte sie mir gezeigt — und dann habe ich nicht mehr zurückgefunden. Aber bitte, bringt Ihr mich zurück, wenn Ihr wißt, wo der Herr Förster wohnt.“

„Ich wüßte hier in der Gegend keinen andern Forstbedienten als Temsrod. Ja, ja, ich entsinne mich deutlicher, er hat einen Burschen Namens Mathy.“ Es dürfte indeß für den Augenblick unmöglich sein, das Kind nach Hause zu bringen, da wir mehr als eine Viertelmeile entfernt sind. Wenn ich dasselbe auch gern tragen wollte, so können doch der Herr Graf weder mit mir gehen, noch allein nach dem Schlosse zurückkehren. Es beginnt in den Schatten zu dunkeln, und der Weg ist uneben.“

„Jedenfalls ist es am gerathensten, den Knaben mit uns zu nehmen, ihn gut zu verpflegen und einen von den Leuten mit Nachricht von seinem Wohlsein und seiner morgenden Rückkehr nach der Försterwohnung zu schicken, um die Angehörigen von ihrer Besorgniß zu befreien.

„Mein lieber Kleiner, wirst Du noch ein Stückchen gehen können?“ fragte der Graf.

„Ich bin wohl sehr müde und recht hungrig, aber wenn ich zum Vater komme, will ich gern noch gehen.“

„Du wirst erst ein Wenig in meinem Hause ausruhen und etwas genießen, ehe Du zu ihm zurückkehrst. Du hast Dich sehr weit entfernt und so matt, wie Du jetzt bist, möchten Deine Kräfte für den langen Weg nicht ausreichen. Ich werde aber indeß zu ihm schicken, damit sich Dein guter Vater um Deinetwillen nicht mehr beunruhigt.“

Das Kind blickte betrübt zu ihm auf, als wollten neue Thränen hervorbrechen, doch es sah in ein so liebes Antlitz voll Güte und Milde, daß es unwillkürlich zu dem fremden Greise Vertrauen faßte. „Du bist gut; ich will gern mit Dir gehen,“ sagte es ernst, als fühle es das ganze Gewicht seiner Worte.

„So gieb mir Deine Hand. Du Johannes magst indeß meinen Stock nehmen.“

„Gnädiger Herr Graf, so würde es wohl zu schwer werden; der Kleine kann Ihnen keine Stütze gewähren, wie der Stock.“

„Laß nur: ich will mir einmal einbilden, einer meiner Enkel leite mich, die Täuschung wird meinem Herzen so wohl thun. Ich werde mich auf der andern Seite desto stärker auf Dich lehnen.“

Johannes konnte dagegen natürlich nichts einwenden, und man begab sich denn auf den Rückweg nach dem Grafensitze. Dort angekommen, richtete sich Stephania —

sie war das verirrte Kind, ganz vortrefflich in der Nähe des Grafen ein. In Betreff des väterlichen Verbotes jedoch fügte sie sich streng, und alles, was sie über die Vergangenheit mittheilte, beschränkte sich auf ihren Aufenthalt in Wien und die Nennung ihres veränderten Namens. So sehr sie ihre Neigung für den freundlichen alten Mann auch zu rückhaltsloser Offenheit bestimmte, so trat doch das finstere Bild ihres Vaters drohend zwischen sie und ihren neuen Freund. Auf die noch in derselben Nacht durch einen Boten des Grafen erhaltene Meldung von dem Auffinden und Aufenthalt des kleinen Flüchtlings, begab sich von Maras am andern Morgen nicht ohne Widerstreben in Temsrods Begleitung nach dem Schlosse des Grafen Sygethy, so hieß Stephanias neuer Freund, um seinen sogenannten Sohn von dort abzuholen und dem Grafen für die ihm erwiesene Güte und Gastfreundschaft persönlich zu danken. Dieser, der ihn auf das freundlichste empfing, war über seinen wahren sozialen und psychischen Standpunkt sehr bald im Klaren; er wußte bald, daß er mit einem Manne von höherer Bildung, mit einem vom Schicksal schwer gemißhandelten Gemüth zu thun hatte, wenn ihm auch die tiefere Einsicht in dessen frühere Begegnisse fehlte.

Er verdoppelte daher Rücksicht und Zuvorkommenheit, und Maras mußte sich am Ende seines Besuchs gestehen, daß, wenn er sich je wieder an Menschen anschließen könne, Graf Sygethy der einzige Mann sei, bei dem er diesen Versuch der Mühe werth halte. Er empfing also nicht nur, er gab sogar auch das Versprechen, von Zeit

zu Zeit mit dem lieblichen Kleinen im Schlosse einzukehren. Der Graf erbat es sich nämlich als besondere Güte, Stephan so oft als möglich bei sich sehen zu dürfen, indem er versicherte, daß die Nähe dieses Kindes wieder so ganz das Andenken an sein früheres glückliches Familienleben in ihm hervorriefe.

Mit Maras war das leider anders; er wurde durch Stephanias Anblick nur an deren unwürdige Mutter erinnert, und mitten in seinen süßesten Liebkosungen erfaßte ihn oft ein so grenzenloser, wahnsinniger Schmerz, ein solcher Haß gegen das arme Kind, daß er es plötzlich weit von sich schleuderte. Diese Leidenschaftlichkeit machte die Kleine höchst unglücklich, indem sie dieselbe gegen ihn nie zu einer bestimmten Empfindung gelangen ließ, und sie fortwährend zwischen Furcht und Liebe schwankend erhielt. Sie war über die Bekanntschaft des Grafen und die dadurch gewonnene Aussicht auf manchen heitern Besuch natürlich ganz entzückt. Die Zärtlichkeit des Greises that ihr so wohl, sie schmiegte sich mit so innigem Vertrauen an ihn, daß es ihr in seiner Nähe war, als sei sie von ihrer Mutter weniger fern.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In dem Hôtel Maras auf dem Stephansplatze hatte sich in dem Zeitraume von sechs Jahren nichts geändert: Mobiliar und Dienerschaft waren stets dieselben. Nur die Besitzerin trug die Spuren der Zeit in bedeutend stärkerem Ausdruck; denn ungeachtet ihres harten Charakters hatte doch das Leben seitdem hier und da unsanft an ihr gerüttelt. Wie damals, als ihre Enkelin ihr an dem Morgen ihres Namensfestes die kindlichen Glückwünsche brachte, saß sie im bequemen Sammetsessel, das aufgeschlagene Andachtsbuch lag auf einem neben ihr stehenden Tischchen, und ein kostbarer Rosenkranz ruhte wie damals zwischen ihren zarten, magern Fingern, die einst in der rundesten, anmuthigsten Form in Assembléen mit dem Fächer gespielt hatten — und nun der kokettirenden Jugend als ein mahnendes „Sic transit gloria mundi" erschienen. Vor ihr stand Leopold, eben so dürr, eben so süß lächelnd wie sonst. Blos sein spärlich schattirter Kopf hatte sich seitdem unter die Obhut einer schirmenden Perrücke begeben, die, von entschiedenem Blond, den ruhmvollen Beweis führte, daß die Natur doch in manchen

Fällen von der Kunst übertroffen werden könne, indem sie jene im Haar so unangenehme Mischung von Roth und Gelb verschwinden ließ.

„Du weißt nun meine Ansichten über die Sache, lieber Sohn, und wirst, wie ich Dich kenne, gewiß auf meine Wünsche eingehen,“ sagte sie mit jener Freundlichkeit, die sie nur allein für ihn, ihren Liebling, hatte.

„Aber, liebe Mama, wie haben Sie nur meinerseits an etwas Ernstliches glauben können?“

„Ich hätte im Allgemeinen allerdings mehr Vertrauen in Deine Umsicht haben sollen; Du wirst meine Zweifel jedoch gerechtfertigt finden, wenn Du Dich einige Jahre zurückerinnerst. Ich habe mich fast eben so sehr über Dich, als über Franz zu beklagen.“

„Aber, theure Mutter, ist es mir denn noch immer nicht gelungen, Sie von meiner tiefen Reue zu überzeugen?“

„Darüber sei ruhig; ich weiß, daß der Starrsinn Deines ältern Bruders Dir fremd ist. Du wirst jedoch zugeben, daß die Geschichte mich sehr unangenehm berühren mußte.“

„Das erkenne ich leider zu spät. Ich glaubte damals nach einem meisterhaft entworfenen Plane zu handeln. Ich wollte jene Frau, die sich in unsere Familie gedrängt hatte, in den Augen der Welt und in denen meines Bruders als das darstellen, was sie eigentlich ist, und Franz nebenbei etwas für seinen Ungehorsam gegen Sie strafen. Natürlich mußte ich, um diesen Zweck zu erreichen, die Sache bis auf die Spitze treiben.“

„Eine an sich ganz lobenswerthe Absicht, die aber von jemand Anderem, auf andere Weise erreicht werden mußte. Die Art, wie es geschehen ist, hat unsern Namen mehr befleckt, als jene Mesalliance selbst. Du hast Dich hier zu einem unerhörten Fehlgriff hinreißen lassen und Dir und mir weher gethan, als Deinem Bruder.“

„Das Ganze scheint doch ziemlich stark auf ihn eingewirkt zu haben,“ bemerkte Leopold mit schlecht verborgenem Triumph.

„Er ist seitdem verschollen, ja,“ entgegnete Frau von Maras befangen.

„Auch der Oheim weiß noch nichts von ihm.“

„Hast Du Verbindungen mit ihm angeknüpft?“

„Nicht direkt, nur mit seinen Leuten. Sie kennen seine Abneigung, und seit Franzens fataler Angelegenheit, seinen Zorn gegen mich. Franz, der bei ihm, durch ihn erzogen wurde, hat sich seiner Gunst außerordentlich zu versichern gewußt.“

„Ich habe später bereut, ihm meinen ältesten Sohn überlassen zu haben, der mir auf diese Weise ganz entfremdet wurde. Doch lassen wir das jetzt. Ich will Dir nur noch wiederholen, daß ich wünsche, daß Du in Zukunft mit mehr Ueberlegung handelst, als Du es in Bezug auf jene besprochene Sache thatest. Du weißt, daß Du Dir durch eine Mißheirath selbst den größten Nachtheil zufügen würdest. Ich habe nichts gegen die Persönlichkeit des Fräuleins von Armandière; sie ist unbedingt sehr geistreich, sprudelnd witzig; aber sie gehört einer unadeligen Familie aus der Kaiserzeit an. Diese Art Noblesse

hat so viel wie gar nichts zu bedeuten. Es wundert mich nur, daß man einen Mann wie d'Armandière während der Restauration mit dem Posten eines Gesandtschafts-Attaché betraut, da es in Frankreich sicher nicht an wirklichen Edelleuten fehlt.“

„Er ist ein tüchtiger Diplomat und, wie man zu sagen pflegt, die rechte Hand des Herrn Gesandten; deshalb duldet man ihn. Was seine älteste Tochter betrifft, kannst Du in Bezug auf mich ganz ruhig sein; ich denke an nichts. Thut sie das Gegentheil, desto schlimmer für sie; ich habe ihr keine Veranlassung dazu gegeben.“ Er log, denn er hatte wahrlich nichts versäumt, Margot d'Armandière von seiner unaussprechlichen Liebe für sie zu überzeugen. — „Wenn Du indeß willst, so werde ich sogleich jede Beziehung zu der Französin aufheben,“ fuhr er fort.

„Nicht doch; Du weißt, die Gräfin Moran, Deine Pathe, ist mit d'Armandière's liirt, und ich habe Gründe, sie zu schonen. Um Alles in der Welt, keinen Eclat mehr. Ueberlaß mir die Angelegenheit; ich werde sie sehr leicht beseitigen.“

Leopold verneigte sich. „Ich bedaure sehr, Ihnen durch einen grundlosen Scherz irgend eine unangenehme Situation verursacht zu haben. Sie hätten übrigens, da Sie meine Ansichten kennen, wegen einer Parthie mehr als ruhig sein sollen. Selbst wenn diese d'Armandière's aus altem Geschlechte stammten, würde mich schon die extreme Pauvreté von jedem Anspruch zurückhalten. Sie wissen das vielleicht gar nicht so. Ich habe mich natürlich nach dem Allen genau erkundigt.“

„Es ist mir im Gegentheil sehr wohl bekannt, daß ihr ganzer Reichthum in den vier zu versorgenden Töchtern besteht. Doch dieser Gegenstand ist nach meiner Meinung erschöpft. Hast Du den Rektor des Konvikts gesprochen?“

„Ich war dort.“

„Wie hat er sich über Paul geäußert?“

„Er rühmt dessen Anlagen und bezeichnet ihn als einen seiner fähigsten Schüler. Nur mit der Aufführung schien er nicht ganz zufrieden. Der Bursche macht oft muthwillige Streiche, die er jedoch mit so viel Schlauheit und Verschmitztheit ausführt, daß man, wie mir der Rektor gestand, ihm deshalb kaum zürnen kann. Da Sie ihn zum geistlichen Stande bestimmten, so kann er bei solchen Anlagen Jesuit werden und eine glänzende Carriere machen.“

„Ich werde seine Ausgelassenheit indeß für die Zukunft durch eine strenge Zurechtweisung zu beschränken wissen und ihm darüber meinen entschiedenen Willen zu erkennen geben,“ bemerkte Frau von Maras. Das Gespräch bewegte sich noch einige Zeit um den im Civilisationsprozeß befindlichen Zigeunerbuben, der, seit Frau von Maras sich seiner annahm, bereits vielseitige Fortschritte gemacht hatte. Das von seinem Vorgesetzten Leopold abgegebene Urtheil war durchaus begründet. Er lernte mit Leichtigkeit und arbeitete mit nicht gewöhnlichem Eifer, vielleicht weniger aus Liebe zur Wissenschaft, als angeregt durch Ehrgeiz oder Berechnung. Es mußte ihm bei seinem Verstande bald klar werden, daß allein Kenntnisse ihm zu

einem angenehmen unabhängigen Standpunkte verhelfen mochten. Hinsichtlich seines Charakters mag es für den Augenblick genügen, zu bemerken, daß auch der sich allerdings, aber in negativer Beziehung, entwickelt hatte. Die Gleichgültigkeit und Kälte, die er seit seinem ersten Auftreten gegen Alles außer ihm kund gab, fing bereits an in Härte überzugehen, und an die Stelle des eigensinnigen Schweigens der Unwissenheit trat allmählig berechnete Verschlossenheit. Sein ganzes Wesen überhaupt faßte sich in Kalkül-Wort und That; Alles wurde in ihm nur durch zwei Beweger, die Selbstsucht und den Vortheil, bestimmt, und er versprach, wenn er sich in dieser Richtung weiter bildete, im Laufe der Zeit Entsetzliches zu leisten.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein dürrer, etwas länglicher Mann, der hinsichtlich seines Kostüms einem modernen fahrenden Ritter nicht unähnlich war, schlenderte gemüthlich auf einem von Nußdorf abführenden Seitenwege fort. Er trug weiße, lange Inexpressibles, die freilich durch den Staub der Landstraße bereits unten etwas grau schattirt waren, eine Weste von gleicher Farbe, aus der ein karmoisin-seidener Shawl in zierlichen Falten hervorblickte, von dem sich wieder eine kolossale weiße Binde mit den furchtbarsten aller Vatermörder emporstreckte, deren Spitzen fast mit den Mundwinkeln parallel liefen. Das sonderbare Gesicht zeigte hier und da Ueberfluß an Haut und bedeutenden Knochenbau, in dem sich besonders die Nase wie ein majestätisches Vorgebirge hervorthat. Kopf- und Barthaar schillerte schon etwas unbestimmt, jenes in spärlichen Flocken, dieses noch in strotzender Fülle. Vorzüglich sorgfältig schien der Schnurrbart von Natur und Kunst bedacht. Ein schwarzer Filzhut, und ein blauer Frack, in dem freilich jeder Elegant einen schrecklichen chronologischen Fehler erkannt haben würde, eine Reitgerte und mächtige Sporen ver-

vollständigten die Ausstattung. — Nachdem unser Hermaphrodite der alten und neuen Zeit ungefähr eine halbe Stunde landeinwärts gegangen war, blickte nur noch in geringer Entfernung von ihm ein Dorf aus seinen grünen Hecken hervor, aller Wahrscheinlichkeit nach das Ziel seiner Fußparthie; denn er verließ sogleich die Straße und richtete seine Schritte nach einem anmuthigen Landhause, das hier unbedingt als Herrenwohnung figurirte. In dessen unmittelbarer Nähe zog er ein bunt-seidenes Taschentuch hervor und suchte damit sein staubiges Pedal so gut es gehen wollte, zu reinigen. Ein Mann wie er, sonst gewohnt, seine Besuche nah und fern zu Roß oder zu Wagen zu machen, konnte sich nicht entschließen, selbst das Vorzimmer seines Verwandten mit staubigen Füßen zu betreten. Nachdem der Reinigungsakt vollzogen war, näherte er sich vollends dem Perron, indem er sich bei einem aus dem Hause tretenden Mädchen nach dem gnädigen Herrn erkundigte. Man wies ihn nach dessen Arbeitszimmer.

Hier saß dieser, Herr von Merzelius, vergraben in einem Wust von Registern und Rechnungen, aus denen er sich schon seit Wochen vergebens herauszuarbeiten strebte. Es war das, nach dem Gute Moosbach, der Nachlaß seiner Mutter, von der er leider die häuslichen Angelegenheiten in einem deplorablen Wirrwarr überkommen hatte, da die gute Dame weder im Gebiet der Arithmetik, noch der Schreibkunst sehr bewandert war, ein Mangel, den er ihr zwar gern verziehen hätte, wenn diese unordentlichen Zahlenverhältnisse sich nur nicht auch auf den ganzen

Zustand des Besitzthums übertragen hätten. Aber das war eben der Jammer: die chaotische Papierverwirrung war nur das kleinste der Uebel; die Verwirrung der häuslichen Angelegenheiten machte sich dem Erben bei weitem fühlbarer. Diese arithmetische und Finanzqual schien jedoch den etwa fünfundzwanzigjährigen jungen Mann noch nicht auf's Aeußerste zu bringen. Er hatte bei alle dem ein so pausbackiges Apfelgesicht, dessen Frische das schlicht anliegende, aber reiche, schwarze Haar und ein Paar brandschwarze Augen, die außer ihrer Farbe und Größe durchaus keinen Vorzug besaßen, indeß noch mehr hervorhob. Uebrigens hatte sein ganzes Wesen einen Ausdruck von einfacher Gemüthlichkeit, die ihr Glück in ganz anderem, als in unfruchtbarer Spekulation findet. Sein Ehrgeiz beschränkte sich einzig auf einen unbescholtenen Namen; seine Wünsche, wenn auch auf ein möglichst angenehmes Leben gerichtet, verirrten sich dennoch nie bis zur Rechtsverachtung.

„Guten Tag, mein Junge,“ rief der eintretende Gast ihm zu. „Wie geht es Dir? Wetter, Du sitzest ja da unter Schriften, wie ein Kreissteuerkassenassistent vor dem Monatsabschluß.“

„Ah, guten Morgen, lieber Onkel! Wie freue ich mich, daß Sie wieder einmal zu mir kommen!“ Von Merzelius war aufgesprungen und seinem Verwandten entgegengeeilt.

„Hast wohl sehr viel zu thun, armer Schlucker?“

„Ich versaure fast bei diesem langweiligen Geschreibsel, diesem endlosen Zählen. Möchte es noch sein, wenn

wenigstens etwas dabei für mich herauskäme. Aber — Sie wissen ja um den wahren Stand der Dinge — überall unbezahlte Rechnungen und schriftliche Forderungen. Von dem ganzen Gute gehört mir nicht viel mehr, als nichts. Mama hat Alles den Beamten überlassen, und auch mir nie gestattet, mich um die Geschäfte zu kümmern, weil sie es für unpassend hielt, daß sich ein Edelmann mit ökonomischen Dingen befasse. Nun habe ich plötzlich die ganze zerrüttete Wirthschaft auf dem Halse, und Alles bricht nun mit Kündigungen und Ansprüchen auf mich herein. Ich werde wahrscheinlich Alles im Stich lassen und etwas anderes beginnen müssen."

"Eh bien, werde Soldat."

"Dazu fühle ich keine besondere Neigung."

"Es ist für einen Edelmann noch immer der leichteste Ausweg."

"Sie wissen, lieber Onkel, daß meine Erziehung nicht eben die sorgfältigste war, und man verlangt jetzt doch so Manches von den Offizieren."

"Bah, Du bist aus einer alten Familie, da macht sich das Alles auch ohne Schulfuchserei. Du sitzest ganz gut zu Pferde und wirst Dich als Kavallerie-Offizier nur nett ausnehmen."

"Möglich; aber ich empfinde einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Stand. Das Leben ist mir zu unstät und ruhelos." Die denselben begleitenden Gefahren spielten im Hintergrunde ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle; doch er hütete sich wohl, seinen bramarbasirenden ritterlichen Oheim etwas von dieser Furcht wittern zu

lassen, die ihm keineswegs als Verbrechen angerechnet werden konnte. Er war fern von jedem männlichen Umgange bei seiner sehr empfindsamen und einfachen Mutter aufgewachsen, wodurch ihm jede kräftige Entwickelung des Charakters unmöglich wurde. Sein Gemüth hatte eine fast weibliche Weichheit.

„Du bist ein Narr, nimm mir's nicht übel. Gerade das Soldatenleben ist das angenehmste. Heut hier, morgen dort. Ueberall Kredit, überall ein Liebchen. Du hättest mich als jungen Kerl sehen sollen. Der tollste Dragoner-Lieutenant, der je in einer Uniform steckte. Es ist wahr, erobert habe ich weiter nichts dabei — nicht einmal Majorspension; aber amüsirt habe ich mich köstlich, und das ist auch etwas.“

„Mir scheint es gewiß, daß ich mich in stillen häuslichen Verhältnissen besser fühlen würde.“

„Nun, so heirathe.“

„Heirathen, ja; aber wen?“

„Eine reiche Frau.“

„Woher? Lassen Sie es mich gestehen: es widerstrebt mir, eine Frau nur einzig des Geldes wegen zu wählen. Ich möchte mir nur eine Frau nehmen, die mir behagt und die mir in Standesverhältnissen gleich steht.“

„Das Letztere wird sich schon finden; nur mit dem Ersten darfst Du es nicht so genau nehmen. Wenn Dir das Geld behagen wird und Du Dich auf einmal als reicher Mann siehst, wird Dir auch Dein Weibchen etwas liebenswürdig erscheinen, selbst wenn sie einige Runzeln

und Launen hätte. Hier kann sich Dein Schicksal natürlich nicht entscheiden.“

„Ich wüßte in der That Niemand in dieser Gegend.“

„Geh' nach Wien; dort wird es Dir an Frauen in allen Genres nicht fehlen; um so weniger, da ich Dich mit herrlichen Empfehlungen versehen kann. Ein heirathslustiger junger Mann mit Deinem Aeußern bedarf derselben zwar eigentlich nicht und ist schon in seiner Eigenschaft willkommen.“

„Es wi d mir indeß sehr erwünscht sein, wenn Sie mir in einigen Familien Zutritt verschaffen. Ich habe wenig Gewandtheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen, und dürfte lange Zeit zubringen, ehe es mir gelänge, hier und da einige Bekanntschaften anzuknüpfen.“

„Das wird sich mit meiner Hülfe bald finden. Schon die Gräfin Moran allein eröffnet Dir ein weites Feld; nur ein Punkt ist noch zu berühren: das für Dein Unternehmen nöthige Kapital. Ich kann Dir leider nichts anbieten; Du weißt, ich schlage mich selbst nur eben bei bekannten Familien herum. Alles, was ich für Dich thun kann, ist, die Oekonomie hier während Deiner Abwesenheit zu leiten.“

„Damit bin ich sehr zufrieden und Ihnen höchst verpflichtet. Was das Geld betrifft, so habe ich noch einen kleinen, von meinem Großvater ererbten Fonds, der mir während meiner Minderjährigkeit von dem Gerichte aufbewahrt wurde. Ich glaube, er wird für einen mehrmonatlichen Aufenthalt in der Hauptstadt genügen, wenn ich nicht großen Aufwand mache.“

„Du darfst Dich jedoch nicht zu sehr beschränken, wenn Du Glück machen willst, und mußt jedenfalls so auftreten, daß man Dich für reich halten und Deine einfachere Art zu leben höchstens Deinen soliden Grundsätzen zuschreiben kann, die Du ja in der That auch hast.“

„Meine selige Mama hat wohl dafür gesorgt, dieselben in mir zu entwickeln.“

„In wie fern ihr dies gelungen ist, mein Junge, wird erst die Zukunft lehren, wenn Du als glücklicher Gemahl über die Schätze einer reichen Erbin gebieten wirst. Jetzt laß uns an die nähere Besprechung Deines Vorhabens gehen. Du magst sogleich anfangen, mich mit dem ökonomischen Geschäftsgange bekannt zu machen, und Deine Reise so bald als möglich antreten.“

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

---

Margot d'Armandière an Adèle de St. Autrain.

„Theuerste,

mache Dich dies Mal auf eine der außerordentlichsten aller Episteln gefaßt, die, wenn auch nicht eben imposant durch ihren Inhalt, doch, wie ich mir schmeichle, nicht ohne alles Interesse für Dich sein dürfte. Du warst immer so gütig, einigen Antheil an mir zu nehmen, was mich auch jetzt zu der Mittheilung einiger Details gegen Dich ermuthigt. Ich fühle in meiner gegenwärtigen Stimmung das Bedürfniß mich auszusprechen so lebhaft, daß mir dessen Befriedigung zu einer wahren Wohlthat wird. In Wahrheit, nie empfand ich den Werth des uns verbindenden freundschaftlichen Verhältnisses dankbarer, als in diesem Augenblick: Du weißt, es war mir bisher unmöglich, hier in irgend welche innige Verbindung zu treten. Diese deutschen Frauen und Mädchen conveniren mir nun einmal nicht. Das ist so steif, so einseitig, so langweilig, daß man wahrlich an dem genug hat, was einen die Etiquette von diesem unverdaulichen Umgange

zu genießen nöthigt. Die Gesellschaft unser Wiener Damen kommt mir immer so einfältig, gemüthlich-sentimental vor, wie Goldsmiths unschuldiger Prediger von Wakefield. Man kann sich bei so etwas einer gewissen Flauheit nicht erwehren und fühlt sich abgestoßen. Unsere ganze Erziehung ist eine andere. Wir werden für die Gesellschaft gebildet und wir wissen unsern Standpunkt in derselben einzunehmen und zu behaupten. Die deutschen Frauen eignen sich mehr für die Stellen von Haushälterinnen, sie debütiren meist schlecht, wenn sie aus diesem Genre heraustreten. Sie mögen sich also ihr Dienstboten-Geklatsch, ihr Wochenstuben- und Putzgewäsch behalten, ich werde mich der Ennuyance solcher Verhandlungen nicht sehr aussetzen. Ich habe Dich! dies genügt mir.

Empfange denn meinen letzten Bericht über Alles seit meinem Dir letztgesendeten Briefe Erlebtes. Daß mich nächst Berührende, ist mein Bruch mit Maras. Du staunst, meine Adèle. — Du mußtest allerdings nach dem, was Du durch mich über dieses Verhältniß erfuhrst, ganz andere Erwartungen für dessen Ausgang hegen. Ich habe das natürlich noch vor Dir gethan und bin durch diese plötzliche Umgestaltung schwer verletzt; Frau von Maras, die Du ja bereits aus meinen Schilderungen kennst, hat der Gräfin Moran, einer Freundin meiner Mutter, wahrscheinlich absichtlich — sie konnte wohl um das zwischen ihrem Sohne und mir bestehende Interesse wissen — vertraut, daß Leopold sie bereits um ihre Zustimmung für eine Werbung

um die reiche Freiin von Leitha gebeten habe, wodurch sie in Bezug auf ihn all ihre Wünsche gekrönt sehe. Ich hielt das Ganze erst nur für einen Streich dieser alten hochmüthigen und geizigen Schlange; aber Leopolds Zurückweichen von unserem Hause, seine ausgesuchte, aber durchaus gleichgültige Höflichkeit gegen mich, wenn wir uns irgendwo sahen, lieferte mir den Beweis, daß er im Einverständniß mit seiner Mutter handelte. Ohne auf eine Definition meiner Neigung für ihn einzugehen, von der ich hier ganz abstrahiren will, war ich durch sein zeitheriges Benehmen gegen mich zu der Annahme einer ernsten Absicht seinerseits berechtigt. Er hat mich getäuscht; er ist gerichtet. Wenn er, oder seine Mutter, sich jedoch in Bezug auf mich mit dem Triumph einer Zerknirschung schmeichelten, so haben sie sich geirrt. Ihnen soll nie die leiseste meiner innern Bewegungen kund werden, das schwöre ich. Margot d'Armandière ist zu stolz, um einem Manne und dessen Familie zu zeigen, daß man sie verwunden könnte. Ich bin die ausgesuchteste Zuvorkommenheit gegen Frau von Maras, und gegen Leopold so unbefangen, als habe ich ihn das erste oder zweite Mal in meinem Leben gesehen. Nichts wäre mir in diesem Augenblick willkommener, als eine Partie, um ihnen jeden Wahn über eine mir zugefügte Mortifikation benehmen zu können:

(Einige Tage später.)

Wie lieb ist es mir, mit Absendung meines Briefes so lange gezögert zu haben, da es mir dadurch möglich wird, demselben noch einiges nicht Uninteressante

beizufügen. Wie wunderbar! der von mir jüngst ausgesprochene Wunsch wird sich wahrscheinlich realisiren. Durch die gegen Dich schon mehrfach erwähnte Gräfin Moran ist nämlich ein gewisser Herr von Merzelius bei uns eingeführt worden, der eine mehr als bedeutende Aufmerksamkeit für mich an den Tag legt. Er ist zwar nur ein schlichter, aber wie ich glaube, wohlhabender Landedelmann. Allerdings ein ungeheurer Abstand gegen Leopold, der als Weltmann, so wie in seiner Stellung überhaupt nichts zu wünschen läßt. Merzelius ist so offen und kunstlos, daß ich hinsichtlich seiner Absichten auf mich ganz au fait bin, und es lediglich von mir abhängt, den Augenblick der Entscheidung zu bestimmen. Da mir alles daran liegt die Maras glauben zu machen, daß ich nie im Entferntesten an eine Verbindung mit ihrer Familie dachte, so werden Merzelius Bewerbungen nicht nur auf das freundlichste von mir aufgenommen, ich bin sogar fest entschlossen nach den unumgänglichen Präliminarien zum Resultat zu schreiten. Ich bin überzeugt, Du wirst meine Handlungsweise billigen. Die älteste von vier Töchtern, von denen nur zwei bereits erwachsen, die eine siebzehn, die andere funfzehn Jahr alt, folgen, ohne Vermögen, bleibt mir keine Aussicht langer Wahl; um so mehr, da Adrienne und Magdalis von der Natur weit reicher ausgestattet sind, als ich. Dazu kommt noch die fatale Geschichte mit Maras, die, Dank den Hofklatschereien, ziemlich bekannt ist. Ich habe mir in dieser Hinsicht zwar keinen Vorwurf zu machen; ich

habe nichts affichirt. Ich kann jedoch meine Mutter nicht von aller Absichtlichkeit freisprechen, was bei ihr verzeihlich ist, da sie, indem sie Maras' Bestrebungen um mich öffentlich anerkannte, ihn auf diese Weise wirklich zu verpflichten glaubte. Das einzige Mittel, aus dieser widrigen Situation herauszukommen, dem hämischen Lächeln dieser Wiener beau monde zu entgehen, ist eine schnelle Heirath. Aber auch ohne meine Beziehung zu Maras ist und bleibt dieselbe für ein Mädchen meines Alters der unumgänglich nothwendigste Schritt. Es ist nun einmal so in der Gesellschaft, daß wir nur durch einen Mann einige Geltung und Freiheit in ihr erlangen, und ich fühle eben so wenig Lust in mir, diesen Vortheilen zu entsagen, als den Muth, mich mit dem demüthigenden Titel einer alten Jungfer zu begnügen. Du sollst also dem zufolge nächstens mehr über die Ausführung meines Entschlusses hören. Schreibe mir bis dahin recht viel über Deine Angelegenheiten und das Leben in Paris. Ach, wer dort wäre! Es ist wahr, für vermögenslose Mädchen ist es auch nicht das Land der glänzenden Geschicke, ich fürchte sogar, daß es dort schwieriger sei Parthien zu finden, als hier in Wien, wo die Männer noch eher des bons enfants sind, die sich aufrichtig und wahr an eine Frau attachiren. Von Maras macht davon freilich eine unangenehme Ausnahme. Doch ich will nicht mehr von ihm sprechen; ich hasse ihn, und würde alles thun, mich an ihm oder seiner Mutter zu rächen. Für jetzt ist dies zwar nicht möglich, aber ich werde warten. Vielleicht

daß die Zeit mir Gelegenheit giebt und mir selbst die Opfer in die Hände führt. Ich werde den Augenblick freudig begrüßen und nützen. — Du wirst mich in diesem Vorsatze verstehen, da auch Du gewiß der Ueberzeugung bist, daß jene Elenden, die mit dem Herzen, oder doch mit dem Schicksal eines Weibes Spott treiben, ihre Strafe erwarten müssen.

Deine

Margot.

Die Angelegenheiten hatten sich indeß weiter entsponnen, Margots Wunsch war erreicht: sie war Merzelius' Verlobte. Dieser, entzückt und geblendet durch den scharfen Verstand und die geistige Lebendigkeit des Fräuleins von Armandière — Gaben, die ihm fehlten und ihm deshalb an Andern desto mehr imponirten — außerdem aber noch gereizt durch den Wahn, mit ihrer Hand mindestens das große Loos der Lotterie zu gewinnen und sich durch die Verbindung mit der Tochter des französischen Attaché ein ungeheures Relief zu geben, hatte alles gethan, um den Hafen seines geträumten Glückes zu erreichen, worin er von der Gräfin Moran, an die ihn sein Oheim empfohlen hatte, mehr als generös unterstützt worden war. Da sich die gute Dame hinsichtlich seiner Finanzen in demselben Irrthume befand, wie er in Bezug auf die des Herrn von Armandière, so strebte sie in ihrer Zärtlichkeit für Margot natürlich mit all der ihr zu Gebote stehenden Diplomatie, eine Allianz zwischen den beiden jungen Leuten zu Stande zu bringen, was ihr, bei den beiderseits günstigen Dispositionen nicht schwer wurde.

Annäherungen, Erklärungen und Gegenerklärungen, Gratulationen und Visiten erfolgten; Nähterinnen und Schneider, Tischler, Frotteurs und Dekorateurs wurden in Bewegung gesetzt. Bald waren auch die letzten Hindernisse beseitigt und das Brautpaar sah sich am Ziel seiner Wünsche.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

An einem heitern, sonnigen Nachmittage saß Beatrice an einem Fenster des Stübchens, welches sie seit ihrem Unglück noch immer mit der Familie Bernetti bewohnte, in der sie sich stets wie eine geliebte Verwandte behandelt sah. Nicht fern von ihr spielte ein reizender dunkelgelockter Knabe, ihr Sohn, dessen Geburt sie damals erwartete, als jener fürchterliche Wahn ihres Gatten ihr Glück für immer vernichtete. — Sie war allein mit dem Kinde, dessen zwangloses, munteres Geschwätz ungeachtet der über ihr ganzes Wesen verbreiteten Trauer ihr dann und wann ein Lächeln entlockte.

„Mutter," sagte auf einmal der kleine Bube, indem er auf seinem Steckenpferde an sie herangaloppirte, „hatte denn mein Vater auch Pferde?"

„O ja, mein Kind, ein sehr schönes."

„Ein schwarzes?"

„Einen Fuchs."

„Warum hast Du mir ihn denn nicht aufgehoben? Ich hätte wohl gern darauf reiten mögen."

„Wie ging denn das? Ich hatte ja hier keinen Stall, und in der Stube konnte er doch nicht sein.“

„Ach, das ist schade. Da haben sie es wohl mit dem Vater begraben?“

„Um Gotteswillen, Corvin, sprich nicht so,“ rief Beatrice. „Nein, nein, Dein Vater ist nicht todt, darf nicht todt sein! Wie kommst Du auf solche Gedanken?“

„Weil er gar nicht zu uns kommt. Gherardo, siehst Du, der kommt immer jeden Sonntag und Montag, und bringt mir Obst und Spielsachen. Wenn mein Vater lebte, würde er das doch auch thun.“

„Er befindet sich weit, weit von hier, in einer fernen Stadt, und kann nicht zu uns kommen.“

„Nun, so können wir ja zu ihm gehen, damit ich sehe, wie er aussieht, und ihm meine Soldaten und meinen Säbel zeige.“

„Wir haben kein Geld zu einem so weiten Wege,“ sagte sie wehmüthig.

„O, so will ich sparen, ja, ich will alle die Kreuzer sparen, die mir Gherardo giebt, wenn ich ihm einen schönen Vers sage, den Du mir lehrst. Ich will alle Tage einen lernen. Nicht wahr, Gherardo,“ rief er dem Eintretenden, sich an seine Hand hängend, zu, „Du hörst die Verse so gern, welche Mutter mir lehrt? Ich werde Dir jetzt recht oft welche sagen, und wenn Du mir dann vielleicht einen Kreuzer giebst, so hebe ich ihn auf, bis ich ganz viele habe, und dann gehen wir zu meinem Vater, der ein schönes lebendiges Reitpferd hat, auf dem er mich gewiß einmal reiten läßt. Heisa! heisa!“ —

und er rannte mit seinem hölzernen Gaul in der Stube umher.

„Wie kommt er auf diese Idee?“ fragte der Handwerker bestürzt, denn er sah Thränen in Beatricens Auge, Thränen, die er nicht zu trocknen vermochte, und das betrübte ihn in tiefster Seele. Wie gern hätte er um den Preis seines Lebens jeden Schmerz von dem ihren genommen.

„Sein Spielwerk hat ihn darauf gebracht,“ erwiederte Beatrice. Es ist dies übrigens so natürlich in ihm, da ich es für meine Pflicht hielt, mit ihm manchmal von seinem Vater zu sprechen, um in seinem Herzen kindliche Zuneigung für ihn zu wecken.“ Gherardo schwieg. Er konnte das edle Weib nicht tadeln, aber es that ihm unsäglich weh, diesen Juwel von einem Wahnsinnigen mit Verachtung weggeworfen zu sehen, während er mit aller Gluth seiner Seele vergebens liebte und duldete. Beatrice, die, wie wir wissen, seine Empfindungen kannte, litt tief durch die Ueberzeugung, auf das Schicksal dieses braven Mannes einen so unglücklichen Einfluß geübt zu haben. Vergebens dachte sie auf Mittel, ihn diesem Einflusse zu entziehen. Entfernung war das einzige, was sich bot. Sie hatte lange nicht den Muth, es mit seinen furchtbaren Consequenzen zu wählen. Wer bürgte ihr, daß Gherardo, der ihr theuer war wie ein Bruder, in diesem letzten grausamen Kampfe nicht erliege? Und doch, war diese langsame, hoffnungslose Qual nicht schrecklicher für ihn, als eine schnellere Entscheidung für Heil oder Weh? — So rang sie mit sich selbst nach einem Entschluß. Im

Augenblick lag ihr Alles daran, den trüben Eindruck, den sie an ihm wahrnahm, wieder möglichst zu verwischen. „Ich weiß,“ sagte sie sanft, „daß mein Mann durch seine Härte gegen mich jedes nähere Anrecht verwirkt hat; aber er ist verblendet, und ich halte mich nicht für befugt, ihm das Herz seines Sohnes ganz zu entfremden. Er soll ihn ehren, ohne ihn zu kennen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie unendlich edler an mir und meinem Kinde handeln, daß Sie mir und ihm vertrautester Freund und Rath sind, während er uns dem Elende preisgiebt. Glauben Sie mir, ich fühle, daß Sie größer sind als er, und ich will es Ihnen beweisen.“ Gherardo stand athemlos vor ihr, als fürchtete er, durch die leiseste Bewegung seines Organismus eines der an ihn zu richtenden Worte zu verlieren. „Corvin,“ fuhr sie fort, „ist jetzt sechs Jahre; wie ich glaube, schon das Alter, wo es Zeit wird, daß er unter männliche Aufsicht komme. Besonders halte ich mich, wie ich jetzt bin, in meinem gedrückten Gemüthszustande der ferneren Erziehung des muntern Knaben ganz unfähig.“

„Was wollen Sie mit ihm beginnen?“ fragte Gherardo, dem der Gemahl immer wie ein Schreckgespenst vorschwebte, das ihm diese beiden geliebten Wesen, Mutter und Kind, entreißen konnte.

„Ich will ihn Ihrer Leitung übergeben, Sie bitten, ihm ganz Vater zu sein, ihn zu einem guten, nützlichen Menschen zu bilden, wie Sie es sind. Ich werde in der Gewährung dieser Bitte meinen innigsten Wunsch erfüllt sehen. Lassen Sie mich Ihnen gestehen: ich sehne mich,

aus der Welt, die mir so viel Leid gab, gänzlich zurückzutreten. Ich war durch den Willen meiner Eltern für das Kloster bestimmt; der Himmel hatte durch ihren Mund gesprochen; ich habe mich schwer versündigt, indem ich den heiligen Beruf einer irdischen Leidenschaft opferte. Ich bin schwer gestraft für diesen frevelhaften Ungehorsam, mir widerfährt, was meine Thaten werth sind. Um diese schwere Sünde vollends zu sühnen, damit der Zorn Gottes nicht noch einst die Schuld der Mutter an meinen Kindern heimsuche, will ich in irgend einem Kloster eine Zuflucht suchen. Kann ich mich demselben auch nicht als eine reine Magd des Herrn weihen, so will ich doch durch Buße und harten Dienst ihm die Opfer meiner Reue darbringen. Ich habe bereits meinen Beichtiger darüber gesprochen, der mir eine Stelle bei einer als Kostgängerin bei den Elisabethinerinnen lebenden Dame versprochen hat, deren Frömmigkeit mir in Erfüllung meiner besondern heiligen Obliegenheiten kein Hinderniß in den Weg legen wird.“

„Das ist also Ihr Entschluß — in ein Kloster wollen Sie?“

„Ich glaube, es ist der einzige Weg, meine Ruhe wiederzuerlangen und mein Seelenheil zu gründen. Was soll ich noch in der Welt? Mein Geschick ist erfüllt. Für meine Tochter kann ich nichts mehr thun, als beten, daß sie fromm werde und glücklich; Corvin aber weiß ich in Ihrer Obhut besser versorgt, als in der meinen.“ Ueber einen dritten Punkt, der ihr nicht weniger am Herzen lag, schwieg sie. Es war die Hoffnung, durch den

Eintritt in ein sie ganz von der äußern Welt scheidendes Verhältniß Gherardo vielleicht mit der Zeit zum Siege über seine unglückliche Neigung zu verhelfen. Der junge Mann indeß, so tief ihn auch der Gedanke an die Trennung von ihr betrübte, war zu fromm, um zu wagen, ihr Vorhaben länger zu bekämpfen. Er selbst achtete das von ihr zu bringende Opfer als höchst verdienstlich; darum hatte er im Augenblick keine Antwort, keine Opposition mehr gegen ihre Absicht. Das Gespräch hätte überhaupt nicht fortgesetzt werden können, da Frau Bernetti eben nach einer mehrtägigen Abwesenheit zurückkehrte.

„Sie sind lange von uns weggeblieben, meine theure Freundin," sagte Beatrice, ihr entgegeneilend, denn die beiden Frauen, die Aristokratin und das Weib aus dem Volke, liebten sich wie Geschwister. Warum hätte sie das nicht gesollt? Beide waren gleich gut; die eine mitleidsvoll und gefällig, die andere dankbar und zuvorkommend. Der äußere Unterschied, der oft in die innigsten Verbindungen störend eingreift, bestand nicht zwischen ihnen.

„Ich hatte mir die Sache auch nicht so lang gedacht," erwiederte Frau Bernetti, nachdem sie Beatrice und Gherardo herzlich die Hand gedrückt hatte; „aber es gab auf dem Gute des Herrn von Merzelius gar zu viel mit der Einrichtung zu thun, und da die gnädige Frau das Vertrauen in mich setzte, daß durch mich Alles am besten geleitet werden würde, so mußte ich nun schon bis nach der Hochzeit aushalten." Wir wissen, Frau Bernetti beschäftigte sich mit Näharbeiten und Zimmerdecoration. Sie war im Ganzen eine so äußerst gewandte Frau, daß

man froh war, sie bei außerordentlichen Angelegenheiten, wie Hochzeiten, Entbindungen und Sterbefälle, im Hause zu haben. Diese vorzüglichen Eigenschaften hatte auch Frau von Armandière, die sie schon längere Zeit beschäftigte, erkannt, und sie bei den Vorbereitungen zur Vermählung ihrer Tochter mit Merzelius als Faktotum benutzt.

„Waren die Hochzeitsfeierlichkeiten sehr glänzend?" fragte Beatrice, mehr aus Gefälligkeit für ihre Wirthin, als aus Neugierde.

„Im Gegentheil, sehr einfach."

„Um so besser; ein Beweis, daß die jungen Leutchen sich ganz genügen, daß sie des Prunkes nicht bedürfen als eines Scheines von Glück," setzte Beatrice hinzu.

„Was das betrifft, darüber habe ich meine eigenen Gedanken. Mit der Liebe und dem Glück der jungen Frau mag es wohl nicht so arg sein."

„Das wäre sehr traurig. Ich kenne nichts Fürchterlicheres, als eine Ehe ohne Liebe; das ist trüber, als eine Nacht ohne Sterne. Ich finde es natürlich, daß man sich einem großen, edlen Zwecke opfere, daß man Gut und Leben einsetze für ein höchstes Ziel; aber der Gedanke, sich einem Manne mit seinem ganzen Sein hinzugeben, ohne ihn zu lieben — dieser Gedanke ist mir entsetzlich. Das ist Selbstentehrung. Nur, wenn durch diesen Schritt die Rettung eines Menschen, die Gründung seines glücklichen Schicksals bewirkt werden kann, wenn er die Opferweihe der Tugend erhält, ist er gerechtfertigt."

„Ich würde es mir zum Vorwurf machen, hinsichtlich des ehemaligen Fräuleins von Armandière eine Vermuthung

so ernster Art auszusprechen, wenn ich nicht fast unverwerfliche Beweise dafür hätte. Einige Tage vor der Vermählung war ich nämlich in einem Zimmer mit Anordnungen beschäftigt, während sich die sämmtlichen Schwestern mit der Braut in der anstoßenden Pièce befanden, und so wenig ich auch ihre Gespräche beachtete, so mußte ich doch bei der lauten Verhandlung Alles hören. Fräulein Margot las den Uebrigen einen Brief ihres Verlobten, der, so viel ich von dergleichen verstehe, recht hübsch klang. — Die dagegen schienen jedoch anderer Ansicht, denn sie blieben in einem schallenden Gelächter, Fräulein Margot immer am lautesten."

"Es ist möglich, daß das Alles nur in rein gemüthlich-scherzhafter Weise geschah," entschuldigte Beatrice.

"Das bezweifle ich, denn ich hörte deutlich, wie man sie wegen der Wahl eines solchen Bräutigams verspottete, wie sie selbst über dessen Beschränktheit lachte und dann allen dummen Ehemännern eine komische Lobrede hielt, die mich so sehr verdroß, daß ich den Herrn Bräutigam zehnmal an meine Stelle wünschte, um sein Urtheil vernehmen und sich nach demselben richten zu können. Ich gestehe, dieser Zug hat mich in Fräulein Margot überrascht; ich hatte sie stets für gutherzig und aufrichtig gehalten."

"Allerdings spricht das, was Sie anführen, nicht für die Wahrheit ihres Charakters, und es scheint, als habe ein anderes Motiv, als Neigung, sie dem Manne zugeführt."

"Und doch hätten Sie sie am Hochzeitstage sehen sollen: ganz Freude und Lächeln. Mir kam es zwar vor, als sei sie ungewöhnlich blaß."

„Ich besorge, daß sie bei solchen Auspizien einen schweren Stand habe, wenn sie ihre Aufgabe als rechtliche Frau nur einigermaßen lösen und sich und ihren Gatten nicht unglücklich machen will.“

„Ich kann mir so etwas gar nicht zusammenreimen, wie man sich erst einen Mann nehmen kann, dem man nicht gut ist. Das ist's ja eben, warum man heirathet. Bei uns kleinen Leuten ist es wenigstens so. Als ich meinen Bernetti kennen lernte, da konnte ich weiter nichts mehr, als an ihn denken, und wären wir nicht bald zusammengekommen, wahrhaftig, ich hätte noch Schlafen und Essen seinetwegen verlernt.“

Beatrice drängte einen Seufzer zurück. Auch sie hatte ihren Franz so sehr geliebt, daß sie Heimath und Familie seinetwegen aufgab.

„Ja, in unserem Stande,“ sagte Gherardo, der bis dahin geschwiegen hatte, „geht alles natürlicher zu und auch die Ehe ist ihrem wahren Charakter nach treuer geblieben. Wenn beide Theile arm sind, dann ist's mit der Geldspekulation und den Rücksichten auf Beförderung vorbei. Man kann sich nicht an Berechnungen halten, man ist beiderseits an Arbeit gewiesen. Die einzige Vorsicht eines armen Mannes von niederem Stande ist die, eine brave, fleißige Frau zu wählen.“

So sprach man noch einige Zeit über dieses Thema, bis die Zeit des Abendbrotes herankam, und Bernetti, der unterdeß nach Hause zurückkehrte, die kleine Gesellschaft mit andern Tagesneuigkeiten unterhielt.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie wir bereits aus den Reden der Bernetti vernahmen, hatte von Merzelius in der That das Glück gehabt von der geistreichen Margot berücksichtigt und dem zufolge ihr Gatte zu werden. Die jungen Leutchen lebten seit einigen Wochen auf ihrem Landgute, wo in diesem Augenblicke die ganze Familie d'Armandière zu einem Besuche vereinigt war. Der Genuß der Flitterwochen schien jedoch auf beide Theile nicht eben sehr wonnig einzuwirken; denn die Hausfrau war nicht nur auffallend blaß und nervös, das hätte, als vielleicht natürlich motivirt, hingehen mögen, aber wer sie näher kannte, mußte selbst hinter ihrer oft schrankenlosen Ausgelassenheit einen düstern Hintergrund bemerken, den auch das buntvariirte Spiel ihres Witzes nicht so ganz zu verdecken im Stande war. Sie fühlte sich auch in der That sehr unglücklich, einem Manne zu gehören, der ihren geistigen Anforderungen durchaus nicht genügen konnte. Obgleich sie sich über seinen geistigen Standpunkt von Anfang nicht getäuscht hatte, so empfand sie dies Mißverhältniß doch deshalb nicht weniger tief, und es gab Augenblicke, in denen die Verzweiflung sie zu überwältigen

drohte. Auch auf Merzelius Stirn lachte seit seiner Verheirathung eben kein außerordentlicher Frohsinn. Ohne eben eine große Liebestheorie zu besitzen, empfand er, daß dem Verhältniß seiner Frau zu ihm, das Wesentlichste, die Neigung fehle, und so beschränkt er war, so mochte die berechnete Freundlichkeit, mit der er besonders vor Zeugen behandelt wurde, ihn dennoch nicht täuschen.

Eines Tages hielt des Morgens zwischen elf und zwölf Uhr ein Einspänner vor dem Herrenhause zu Moosbach, aus dem ein etwas bejahrter kleiner dünner Mann stieg und sich eilfertigst nach dem gnädigen Herrn erkundigte.

„Der gnädige Herr sind ausgeritten,“ war die lakonische Antwort des Bedienten, der an der Ausstattung und Equipage des Fremden wohl sah, daß er nicht zu den zum Diner erwarteten Gästen gehörte.

„Thut nichts, gar nichts, ich werde schon warten; er wird ja wohl nicht lange bleiben,“ erwiederte das Individuum mit großer Entschiedenheit. „Er ist ja wohl nur auf einem Spazierritt.“

„Er pflegt mich über seine Wege und die Zeit seines Ausbleibens nicht zu instruiren. Es ist sehr möglich, daß er erst morgen wiederkommt.

„Hm, hm, das wäre fatal. Er hat mich wegen dringender Geschäftsangelegenheiten in diesen Tagen herbestellt. Nun, da ich einmal hier bin, und mir die Kosten gemacht habe, so soll mich eine kleine Verzögerung nicht reuen. Es wird sich ja wohl in dem großen Hause ein Plätzchen für mich und ein Bund Heu für mein Pferd finden.“

Das wäre noch schöner, dachte der reichgallonirte Laquai, wenn der hier bliebe, wenn man die Noblesse der ganzen Nachbarschaft und sogar Herrschaften aus Wien erwartet, der würde in seinem langen braunen Ueberrock und in den Stiefeln steckenden Hosen schlecht passen.

„Es sollte mir Leid sein, wenn Sie durch einen längern Aufenthalt Zeit verlören, ich zweifle sehr, daß Se. Gnaden unter einigen Tagen nach Hause kommen.“

„Dann ist es freilich etwas Anderes. — Thut aber nichts, thut in der That nichts; es fällt mir ein Auskunftsmittel ein. Da sehe ich eben die gnädige Frau am Fenster; seien Sie so gut, mich ihr zu melden. Ich kann die Sache eben so gut mit ihr besprechen; ja es ist mir noch lieber.“

„Ihro Gnaden nehmen jetzt keine Besuche an.“

„Bah, wird mich schon annehmen. Ich bin im Hause des Herrn Gesandtschafts-Attaché so gut bekannt, wie hier. Melden Sie ihr nur den Mauritius Hähnerl.“

„Der Laquai machte neue Einwendungen, um das lästige Subjekt à tout-prix los zu werden, die dieser mit einer ungemeinen Zähigkeit zurückwies, und man würde wohl unter Langem noch zu keinem Resultat gekommen sein, wenn nicht die Ankunft des Hausherrn das Blatt plötzlich gewendet hätte.

„Ah, ganz gehorsamster Diener, ganz gehorsamster Diener,“ rief der kleine Mann Herrn von Merzelius sehr vertraulich zu. „Sie kommen zur glücklichen Stunde“ und Sie zur unglücklichen, dachte Merzelius. — „Eben debattirte ich mit diesem guten Freunde, der mir gesagt

hatte, daß Sie für mehre Tage abwesend seien und mich bei Ihrer Frau Gemahlin, die ich, um meinen Weg doch nicht ganz nutzlos gemacht zu haben, sprechen wollte, durchaus nicht melden wollte.“

„Er kennt Sie noch nicht, lieber Hähnerl; ich habe ihn erst seit meiner Verheirathung in Dienst genommen; entschuldigen Sie also seinen Mangel an Willfährigkeit. Seien Sie so gütig, mich auf mein Zimmer zu begleiten. Ihr werdet ein kleines Frühstück hinaufbesorgen,“ wendete er sich an den Diener.

„Ich glaube mich Ihnen gegenüber, mein gnädiger Herr, nicht erst auf eine Motivirung meines Hierseins einlassen zu dürfen, da Sie sich gewiß des zwischen uns getroffenen Abkommens, wegen Regulirung der Ihnen von mir letzt vorgeschossenen Capitalien erinnern,“ sagte Hähnerl, als er es sich auf dem Sofa bequem gemacht hatte.

„Wie sollte ich nicht! Aber auch ohne einen Geschäftsgrund würde mir Ihre Gegenwart stets angenehm sein,“ antwortete Merzelius befangen und etwa mit einem Gesicht, als sähe er sich zum Rost des heiligen Laurentius verdammt, was beiläufig seiner aristokratischen Abkunft wenig Ehre machte. Wir ersuchen den Leser, uns keiner Inkonsequenz zu beschuldigen; wir haben ihm den Helden dieses Kapitels schon früher als einen ganz braven gemüthlichen Landjunker vorgeführt, der hinsichtlich der in der großen Welt üblichen Manieren unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind. Er war in Betreff seiner finanziellen Verhältnisse von einer wahrhaft kleinbürgerlichen Gewissenhaftigkeit, und die von seiner Mutter überkommene

Schuldenlast, die er nur auf Anrathen seines Oheims wegen seiner Heirath um einige Tausende vermehrt hatte, drückte ihn wie ein Alp, von dem er sich durch die von seinem Schwiegervater gehofften Fonds sehnlichst zu befreien wünschte. Es war ihm freilich bis jetzt unbekannt geblieben, ob und in welchem Quantum dergleichen vorhanden seien; da er bei seinem Uebermaß an Zartgefühl sich nie eine diesen Punkt betreffende Frage erlaubt hatte. Er war durch den glänzenden Hausstand seiner Schwiegereltern geblendet, und durch die häufige Erwähnung einer in Paris lebenden sehr reichen Großtante, der Herzogin von Montalto, so gänzlich bestochen und überzeugt worden, daß er in Margot d'Armandière unbedingt die Frau mit der goldenen Hand erblickte, was seiner Neigung für sie, obgleich er sie wegen ihres brillanten Verstandes mit einer Art furchtsamer Verehrung betrachtete, und sie hoch über sich, wie in einer Wolkenglorie schweben sah, noch bedeutendes Relief gab.

„Sie versprachen, als ich Ihnen die sechstausend Gulden gab, mir die Summe möglichst bald nach Ihrer Hochzeit zurückzuerstatten,“ setzte der Creditor fort.

„Und ich werde Wort halten, sobald mein Schwiegervater mich durch die Mitgift meiner Frau dazu in den Stand setzen wird.“

„Sie verzeihen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich mich mit dieser Antwort nicht befriedigen kann. Ich halte Sie für einen zu honneten Herrn, um zu glauben, Sie könnten die Absicht haben, mich durch dieselbe verhöhnen und beleidigen zu wollen.“

„Wie wäre es möglich, in meinen Worten so etwas zu finden!“

„Und doch möchte ich es fast; weil ich annehmen muß, daß Ihnen die Verhältnisse des Herrn von Armandière jetzt wohl bekannt seien.“

„Nur dem Scheine nach. Es hat bis jetzt zwischen uns in Betreff derselben keine Besprechung Statt gefunden.“

„Nun, wenn Sie dieselben blos nach dem Scheine beurtheilt haben und sich dadurch bestimmen ließen, Herrn von Armandière für reich zu halten, so kann ich Sie nur bedauern, indem ich Ihnen versichere, daß er mir und vielen Andern bedeutend verpflichtet ist. Schon seit lange sind seine Umstände so mißlicher Art, daß er die Stelle bei der Gesandtschaft hauptsächlich annahm, um seinen Pariser Wirrnissen zu entgehen. Man hat das hier nicht bald gewußt, und es ist ihm Anfangs leicht geworden, sich auch hier bedeutende Kreditquellen zu öffnen. Sie haben sich in einem schweren Irrthume befunden, wenn Sie eine reiche Frau heimzuführen meinten.“

Merzelius stierte seinen Gläubiger mit einer schwer zu schildernden Verblüfftheit an. Die goldenschimmernde Seifenblase seiner Hoffnung platzte so plötzlich, daß er im Schrecken darüber fast die Besinnung verlor. Er nahm jedoch alle Fassung zusammen, um dem theilnahmlosen Manne nicht den ganzen Umfang der Wunde zu zeigen, die er im Augenblick durch ihn erhalten hatte. „Ich gestehe,“ sagte er nach einer längern Pause, „daß ich allerdings gewünscht hätte die Finanzen meines Schwieger-

vaters in einem befriedigenden Zustande zu wissen, und durch dessen Vermittelung die meinen geordnet zu sehen, deren Zerrüttung mir zwar nicht zur Last fällt, doch es wäre nutzlos, mich gegen das Unabwendbare sträuben zu wollen. Auch ohne Vermögen glaube ich, werde ich nicht Ursach haben meine Wahl zu bereuen. Meine Frau ist geistreich und aus einer sehr ansehnlichen Familie. Und die Familie, sehen Sie, die ist schon von einiger Bedeutung, z. B. die Herzogin von Montalto, ihre Großtante, von der sie und ihre Geschwister eine reiche Erbschaft zu hoffen haben.“

Herr Mauritius Hähnerl konnte sich eines ironischen Lächelns nicht enthalten, das ungefähr so viel sagen wollte als: Einfaltspinsel, der noch an solche Teufeleien glauben kann.

Man ließ indeß das Gespräch in dieser Richtung beiderseits fallen und einigte sich zunächst über das vorliegende Geldgeschäft. Es verstrich eine geraume Zeit über diesem Hin- und Herreden und schon war die Mittagstunde ziemlich nahe gerückt. Merzelius ersuchte seinen ungebetenen Gast, ihn in den Garten zu begleiten; indem er sich vorbehielt, ihn seiner Gemahlin, sobald ihre Toilette beendet wäre, vorzustellen.

Margot, welche die beiden Männer von ihrem Fenster aus bemerkt, und sich über das vertrauliche Wesen ihres Gemahls gegen einen so ganz schlicht aussehenden Mann gewundert hatte, ging, sobald sie völlig angekleidet war, über den Corridor, auf welchem sich das Zimmer ihres Gatten befand, um sich nach den Gemächern ihrer Schwestern zu begeben.

Vor der Thür angekommen, aus der sich Merzelius vor wenigen Minuten mit seinem zarten Gläubiger entfernt hatte, blieb sie stehen und legte das Ohr an das Schlüsselloch. Man könnte das häßlich finden und sagen: „Der Horcher an der Wand —“ aber lieber Himmel, Margot war ein Weib wie Viele, und hatte von ihrer Urgroßmutter nicht den kleinsten Theil Neugierde geerbt, was bei ihrer ungemeinen geistigen Lebendigkeit nicht außerordentlich war. Auch war hier ein wenig Horchen gar nichts Ungeheures, da sie als eheliche Hälfte volle Berechtigung zur Mitwissenschaft hatte. Sie legte also im Bewußtsein dieses Rechts das Ohr im Vorübergehen an die Thür. Es war Alles still im Zimmer. Ueberzeugt, daß es leer sei, beschloß sie, nun vom Hören zum Schauen überzugehen. Sie überschritt diese Schwelle zum ersten Male, denn noch nie war es ihr bisher eingefallen, ihren Mann irgendwo, am wenigsten in seiner Stube aufzusuchen. Jetzt war die Gelegenheit, die es ihr leer zur Betrachtung bot, ganz erwünscht. Die Einrichtung war höchst einfach, noch aus dem Junggesellenstande des guten Merzelius: Tabackspfeifen, einige bestäubte Bücher, Zeitschriften und dergleichen. Sie schenkte jedoch diesen Herrlichkeiten keine besondere Aufmerksamkeit, sondern zog es vor, sich hinsichtlich der auf dem Schreibtische zerstreuten Scripturen au fait zu setzen. Die Resultate ihrer Forschungen waren leider sehr niederschlagender Art. Da starrte das schwarze Buch, das Rechnungsbuch, sie an mit seinen unbezahlten Zinsen und Rechnungen und seinem bedeutenden Deficit; weiterhin lag die von ihrem Manne dem Mauritius Hähnerl eben ausgestellte

schriftliche Anerkennung einer Schuld von sechstausend Gulden. Merzelius war also arm, ganz arm; er konnte ihr nicht einmal ein angenehmes Auskommen bieten. Also auch noch entsagen, darben, vielleicht arbeiten sollte sie für diesen Mann, den sie nicht liebte, dessen Nähe sie mit der tödtlichsten Langweile erfüllte. Sie schwankte, ihre Gedanken verwirrten sich förmlich. Die erste Regung, die ihr wieder deutlich wurde, war wüthende Verzweiflung. „Ha, auch das noch!" rief sie, die Papiere anstarrend. „Also eine solche Wahl habe ich getroffen; wahrhaftig, eine Wahnsinnige hätte sich einem Manne nicht rücksichtsloser in die Arme werfen können. O, dieser verfluchte Stolz, der es nicht ertragen konnte, von Maras zurückgesetzt worden zu sein! Indem ich ihm Gleichgültigkeit zeigen wollte, habe ich mich für immer elend gemacht. Rasende, die ich war!" und sie schlug sich vor die Stirn. „Und keinen Rückweg zu haben, gebunden zu sein für immer — für immer — es ist fürchterlich." Sie sank händeringend auf einen Stuhl und blieb einige Minuten in schweigendem Schmerz versunken. Da tönte die große Klingel, die der Hausfrau ankommende Gäste meldete. Margot schrak auf, eilte vor den Spiegel, stand einen Augenblick vor demselben, und ihr Gesicht nahm nach ihrem Willen wieder allmählich jenen höflich-freundlichen Ausdruck an, den es beim Empfange von Fremden stets zu haben pflegte. Sie verließ das unheilvolle Zimmer, das ihre letzte Illusion zerstört hatte, und trat mit der reizendsten Heiterkeit in den Saal. Mehre eben angekommene Damen wurden von ihr mit einer Unbefangenheit

begrüßt, wie sie nur das harmloseste Glück voraussetzen läßt. Endlich trat auch ihr neuer Verwandter, Herr von Kopp, Merzelius' Onkel, den wir bereits kennen, mit zwei jungen Leuten von sechzehn bis achtzehn Jahren vor. „Sie erlauben, meine liebenswürdige Nichte, daß ich Ihnen hier meinen Sohn Kuno und dessen Freund Paul von Straniero“ — der junge Mensch hieß schlechtweg Straniero; aber es war dem alten Aristokraten unmöglich, in guter Gesellschaft einen bürgerlichen Namen zu nennen, noch weit weniger ihr ein solches Individuum vorzuführen. „Sie sind für einige Zeit bei mir, und ohne Ihre specielle Erlaubniß dazu zu haben, konnte ich ihnen das Glück, eine der geistreichsten Frauen zu kennen, nicht versagen.“ Margot verneigte sich halb stolz, halb graziös, wie eine Person, die an dergleichen gewöhnt ist und darin nur einen ihr geschuldeten Tribut erblickt. „So sehr ich Ihnen für Ihre Güte verpflichtet bin, theurer Oheim, so muß ich doch gegen dieses günstige Vorurtheil protestiren. Der jugendliche Doppelstern“ — sie deutete auf Kuno und dessen Gefährten — „würde sonst eine zu große Enttäuschung erfahren. Ich bitte Sie also sehr, mich nicht für den intellectus archetypus zu halten.“

„So viel ist gewiß, reizende Nichte, daß Ihre Nähe bezaubert,“ deklamirte der klinkenschlagende Ritter von Kopp.

„Leider muß ich auch hier bekennen, daß ich weder den unwiderstehlichen Verlachi, noch die prima materia besitze.“

„Ungeachtet Ihrer Protestationen beharre ich bei meiner Meinung über Sie.“

„Die eo ipso falsch ist.

„Sie sind eine liebenswürdige Sophistin.“

„Les sophismes courent le monde. Wenn Sie mich eine Sophistin nennen, so möchte ich Sie als einen grand fabre di calomnie bezeichnen, adorne in modi novi, che son accuse e pajan lodu.“

„Seien Sie barmherzig, ich verstehe diese Sprache nicht,“ rief Kopp lachend. Mein Latein ging mit den die Welt durchlaufenden Sue'schen Sophismen zu Ende.“

„Ich sagte, Sie seien ein großer Verläumder, der seine Beschuldigungen auf so neue Weise und so geschickt zu verhüllen verstehe, daß sie auf den ersten Blick wie Lob erscheinen.“

„Ja, nun ist mir's klar — tausend Dank.“

Die Dame hatte nun die Gnade, die beiden jungen Leute einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

„Sagen Sie, mein kühner Vetter — Kuno heißt ja wohl der Kühne —“ unterbrach sie sich mit einem sehr bedeutungsvollen Blick auf die fast weniger als nichtssagende Gestalt ihres Verwandten — „haben Sie sich schon für irgend eine Carriere entschieden, oder besuchen Sie noch ein Bildungsinstitut?“

„Ich befinde mich noch im Convikt.“

„Sie widmen sich also noch den Studien. Was treiben Sie vorzugsweise?“

„Alte und neuere Sprachen.“

„Brav. Ich cultivire selbst noch gegenwärtig drei lebende und zwei todte. Aber ich hoffe, Sie haben auch bereits Philosophie. Für welches System haben Sie sich

entschieden? Gehören Sie zur Fichte'schen oder Hegelianischen Schule?"

Kuno sah seinen Schulkameraden verzweiflungsvoll an. Sein armes Hirn wirbelte ohnehin schon in einer wahrhaft chaotischen Auflösung, seit seine gelehrte Tante sprach: Prima materia, berlachi, sophismes, calomnie, intellectus archetypus, und nun gar noch Fichte'sche und Hegelianische Schule — das war eine zu starke Portion auf einmal.

"Meine gnädige Tante," antwortete er zerknirscht, "ich bin, wie ich die Ehre hatte es zu sagen, noch im Convikt, und kenne auch in ganz Wien weder eine Fichte'sche noch Hegelianische Schule."

Margot schnitt eine unbezahlbare Grimasse, um nicht laut aufzulachen.

"Die Patres meinen, die Philosophie fände sich später von selbst. Auch ist es Keinem verwehrt, die gelehrten Werke der Väter der Gesellschaft Jesu zu lesen, die auch großartige Systeme enthalten," erwiederte Paul Straniero, indem er die letzten Worte besonders betonte.

"Nun, so beschäftigen Sie sich doch gewiß mit Astronomie," fuhr Frau von Merzelius fort, der Alles daran lag, sich ein gelehrtes Ansehen zu geben.

"Wir wissen bis jetzt davon eben gerade so viel, daß die Meteore glühende flüssige Massen sind, die nur während ihres Falles leuchten und sonst ganz bedeutungslos sind," war Straniero's kurze Antwort, die Margot wegen ihrer schlagenden Malice fast deconcertirt hätte und sie zu Kuno's Freude auf ein anderes Thema brachte.

Herr von Merzelius trat nämlich heran. „Mein einziger Ferdinand!“ rief Margot, auf ihn zueilend. „Time shall not see the hour that tears my soul from thee.“

„Aber, liebe Frau, Du tyrannisirt mich mit diesen Phrasen, die mich doch nur in deutscher Sprache glücklich machen könnten,“ jammerte von Merzelius.

„Verzeih', mein Kind, ich will mich bessern und Dir sagen, daß der Moment, der meine Seele von Dir trennt, nie eintreten wird. Wenn man so stets in fremden Sprachen arbeitet, so spricht man sie oft malgré soi.“

„Mit Einzelheiten mag es Dir schon hingehen.“

„Du bist ein Engel. Doch wir vergessen uns hier ganz und gar im Gespräch. Ich glaube, wir würden besser thun, uns ins Triclinium zu begeben,“ sagte sie, von Kopp's Arm nehmend und dem Eßsaal zuschreitend. Ihr Mann näherte sich sofort der ersten eingeladenen weiblichen Autorität, und die Gesellschaft folgte in langem glänzenden Zuge.

„Ein gottvolles Weib! zwar nicht schön wie Aspasia, aber voll Geistesschärfe und Frische wie sie,“ raunte einer der Gäste seinem Nachbar zu.

„Nein, so denke ich mir die Freundin des Perikles nicht; hier ist zu viel Absicht, und jedenfalls mehr Flitter als Gehalt; eine durch belletristische Bildung entwickelte Conversationsgabe, nichts weiter,“ entgegnete dieser. In jedem Worte zeigte sich der Wunsch, eine hohe Idee von sich zu geben. „Haben Sie denn nicht bemerkt, daß sie fast immer in entlehnten Phrasen spricht?“

„Das thut sie wohl nur zum Scherz. Sie sind ungerecht,“ fuhr der Andere lebhaft fort. „Ich glaube bei ihr nicht an Schein und Verstellung.“ Mit welch liebenswürdiger Wahrheit zeigt sie nicht ihre Neigung für ihren Mann. Mein einziger Ferdinand — so und nicht anders spricht sie zu ihm.“

„Allerdings sehr süß, aber nicht entscheidend für mich. Ich habe meine eigenen Gedanken, wenn Eheleute vor den Augen der Welt so von Glück und Liebe überfließen; mir ist dann immer, als hätten sie hinter dieser lächelnden Maske ein trübseliges Gesicht zu verbergen. Doch ich will diese Theorie durchaus nicht auf Frau von Merzelius anwenden. Meine Annahme, wenn auch oft bestätigt, kann mich hier trügen.“

Sein Gegner begnügte sich mit dieser Erklärung, um so mehr, da eben ein neuer Gang erschien, und beide Herren zu gewissenhaft waren, um sich in irgend einer gesellschaftlichen Pflicht säumig zu zeigen.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Es war eine mondhelle Mainacht; ein balsamischer Duft schwamm in dem wehenden Lüftchen, das mild und sanft, wie der Athem eines schlummernden Windes über die Blüthen hinstreifte, unter denen verborgen die Nachtigall in ihren süßesten Tönen lockte. Die praktisch-thätigen Leute, müde von des Tages Last, schliefen längst, unbekümmert um das Wehen des Frühlings und das Wandeln der Sterne. Nur hier und da blickte ein entzücktes Auge auf die reiche Blüthenwelt und von da auf zum glänzenden Himmel.

Im Hause des Herrn Mauritius Hähnerl war auch längst alles still. Man führte in dieser ehrbaren Familie ein so geregeltes Leben, daß es im Jahre nicht eben oft vorkam, daß man über den Zapfenstreich hinaus wach blieb. Das Hähnerlsche Ehepaar gehörte auch zu jenen praktischen Leuten, die sich um dergleichen romantischen Firlefanz wie Blumen und sternhelle Frühlingsnächte nicht ein Haarbreit härmten, und es nur mit dem Tage hielten, der ja allein ihnen Gewinn brachte; denn über Nacht wurden weder Wechsel bezahlt, noch Geschäfte geschlossen,

da gab es für die Hausfrau weder Küche noch Tisch zu besorgen, noch Gelegenheit, die lässigen Mägde zu schelten. Drum legte man sich frühzeitig aufs Ohr, um am Morgen frühzeitig zur Thätigkeit gerüstet zu sein. Die Gatten hatten also auch heut ihr Schnarchduett bereits seit zwei Stündchen aufgeführt, als an das Schlafzimmer gepocht wurde. Frau Hähnerl, die am leisesten schlief und die eben ein böser Traum beunruhigt hatte, schrak auf.

„Was ist's. Wer ist da?“ fragte sie hastig.

„Ach, Madame, bitte, machen Sie auf.“

„Sabine, Du?“ Und sie warf einen Schlafrock um sich, fuhr in die Pantoffeln und schob den Riegel zurück. „Nun was willst Du?“

„Fräulein Monika ist fort.“

„Um Gotteswillen, Du schreckliches Geschöpf, was hast Du gethan! Gewiß hast Du die Vorhänge nicht fest genug zugezogen, daß der Mond ihr Bett beschienen hat. Du, Mauritius, steh schnell auf, unsere Tochter ist fort!“

Es war jedoch nicht so leicht, die theure Hälfte zu erwecken. Nach wiederholtem Rütteln ließ er endlich Stöhnen und dann Brummen vernehmen. „Monika ist wieder mondsüchtig, hörst Du nicht? unser armes Kind. Vielleicht liegt sie schon zerschmettert am Boden.“

„Ah, so — nun —“ aber bald durch den Schreck bei vollem Bewußtsein, raffte Hähnerl sich auf, kleidete sich eiligst und verließ mit Sabine das Zimmer, die sich indeß wohl hütete, ihm zu folgen. Sie lebte nämlich in dem unseligen Wahne, daß der Zustand des Fräuleins nichts

weniger sei, als gräuliches Teufelswerk, ja sie war sogar überzeugt, daß Lucifer selbst mit seinen Gesellen in ihr hause, und mit Entsetzen hatte sie sich seit einiger Zeit verurtheilt gesehen, ihr Schlafgemach zu theilen. Madame Hähnerl aber war unfähig ihren Mann zu begleiten. Sie theilte die Meinung ihrer Dienerin, und wand sich in Jammer und Gebet auf ihren Knien, ohne daß es ihr möglich gewesen wäre auch nur einen Schritt zu thun. Mauritius stolperte denn allein hinab in den Hof, nach dem die Fenster von Monikas Zimmer gingen. In wilder Angst richtete er seine Blicke nach dem Dache, das er als den Ort ihrer nächtlichen Promenade voraussetzte; aber nichts war dort zu sehen, außer dem großen schwarzen Hauskater, der eben von einer Liebesexkursion zurückkehrend, mit der Säuberung seines Felles beschäftigt war. Auch um ihn herum war alles leer und ruhig, und keine Spur von der Flüchtigen zu sehen. Er sah sich also genöthigt seine Nachforschungen weiter auszudehnen. Er nahm seinen Weg nach dem Garten. Aber auch hier schien seine Mühe sich nicht lohnen zu wollen. Die dicht überwölbten Buchengänge waren leer. Schon war er im Begriff nach dem Hause zurückzukehren, als er hinter einer nicht fernen Hollunderlaube ein Flüstern zu vernehmen glaubte. Er schlich näher und unterschied nun deutlich die Stimme seiner Tochter, die einer andern, ziemlich tiefen, in gar zärtlichen Ausdrücken antwortete, in Worten, wie er sie selbst in den Flitterwochen nicht von seiner Truderl gehört hatte. Er stand einige Augenblicke wie verblüfft, ohne zu wissen, ob er wache oder schliefe. Die Ueberraschung war zu

groß, es war zu unerhört, seine Tochter, die er bei hellem Tage noch nie die Augen auf einen Mann erheben sah, jetzt in einem nächtlichen Rendezvous zu finden. Ueber ihre Mondsucht plötzlich aufgeklärt und beruhigt, trat er sofort aus seinem Versteck hervor, unmittelbar vor das Pärchen.

„Jesus! mein Vater!“ rief Monika von der Seite des jungen Mannes aufspringend.

„Ja, Dein Vater, ehr- und sittenvergessene Dirne. Beginnst Du, kaum den Kinderschuhen entwachsen, Deinen Eintritt in die Welt auf solche Weise?“

„O lieber Vater, verzeihe mir. Es ist das erste Mal, daß ich zu Paul herunterkam; ich wollte ihm ja nur sagen, daß ich ihn ohne Deine Erlaubniß nicht lieben dürfe, und daß er sich an Dich wenden sollte.“

„Und dazu mußtest Du die Nacht wählen und Worte, wie ich sie eben gehört habe?“

„O, verzeih, theurer Vater. Ich wußte nicht was ich that, noch sprach; ich liebe Paul.“

„So, und das wagst Du mir zu sagen? doch was eifre ich gegen das alberne Ding. Sie, mein Herr, sind in meinen Augen ein charakterloser Mensch, daß Sie ein so unerfahrenes Mädchen zu solchen Schritten verleiten.“

„Ob ich charakterlos bin, wird die Zeit lehren. Was übrigens mein Hiersein betrifft, so habe ich diesen Garten heut zum ersten Male und nur mit Erlaubniß ihres Fräulein Tochter betreten.“

„Schmählich genug, daß sie fähig war, dieselbe zu geben!“

„Ich wollte ihm ja nur sagen, daß er zu Dir gehen, mit Dir sprechen möchte.“

„Schweig,“ zürnte Herr Hähnerl. „Sie aber, Sie sauberer Vogel, machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich habe große Lust, Ihnen von meinen Hausknechten ein Andenken an Ihre Schurkerei auf den Weg geben zu lassen.“

„Ich rathe Ihnen davon aufrichtig ab; denn Sie würden sich dadurch selbst den unangenehmsten Streich spielen und Fräulein Monika glorios blamiren und das Stadtviertel für einen Monata mit Unterhaltungsstoff versehen. Beruhigen Sie sich also und lassen Sie vernünftig mit sich reden. Ich bin allerdings noch zu jung, um mich auf dem Standpunkte zu befinden, ein eigenes Haus und Familie zu haben; doch ich traue mir Energie genug zu, recht bald dazu zu gelangen, und darf es daher wohl wagen, Sie um die Hand ihrer Tochter anzusprechen.“

„Eine allerliebste Verlobung bei Nacht und Nebel! Wahrhaftig, junger Mensch, Sie haben eine Keckheit, für die einem die Worte fehlen. Wie, einem Menschen, der sich wie ein Dieb des Nachts in mein Eigenthum schleicht, den ich nicht kenne, dem soll ich mein Kind geben?“

„Die Bekanntschaft wird sich bald finden.“

„Ich mag mir keinen Schwiegersohn von der Straße auflesen.“

„Sie haben mich auch nicht dort, sondern in Ihrem Garten gefunden. Aendern Sie Ihren Sinn; ich lasse von Ihrer Tochter nicht.“

„Das werden wir sehen.“

„Gut. Wie wäre es aber, wenn ich Ihre Einwilligung erzwänge? wenn ich die Geschichte von heute selbst verbreitete und Sie dann froh sein müssen, daß ich mich zu einem Heirathsantrage entschlösse? Bedenken Sie das. Sie können mich nicht zurückweisen. Glauben Sie mir, es ist für uns alle am besten, daß die Sache in Güte und Liebe beigelegt werde. Weder Sie, noch Monika, sollen es bereuen.“

„Mauritius war nachsinnend geworden; er fühlte das Gewicht von Pauls Worten, und gestand sich, daß, wenn dieser sprach, für sein Haus das größte Aergerniß daraus erwachsen mußte. „Nun, wie entscheiden Sie sich, Herr Hähnerl?“ fragte Jener.

„Kommen Sie morgen um drei Uhr Nachmittag in meine Schreibstube.“

„Danke,“ sagte der junge Mann, sich verneigend, „ich werde die Ehre haben.“ Dann sich zu Monika wendend, der er ebenfalls ein Kompliment machte: „Ich hoffe, Sie morgen herzlicher zu begrüßen, als ich heut scheide. — Nicht wahr, ich habe ihn durch meine Drohungen gut bearbeitet?“ raunte er ihr in der größten Schnelligkeit zu; dann nahm er seinen Weg nach der Seite des Konvikts.

„Wo wollen Sie hin? Kommen Sie mit mir,“ sagte Herr Hähnerl, „ich werde Ihnen das Haus öffnen.“

„Das würde mir nichts nützen, weil ich in das meine nicht durch die Thür hinein kann. Ich bin Kostgänger

hier im Konvikt, aus dessen Fenstern ich Ihr Fräulein Tochter sah.“

„Und Sie sind von dorther aus den Fenstern gekommen?“

„Ja, die große Linde hat mir als Leiter gedient.“

„Es ist unerhört,“ brummte Mauritius vor sich hin.

„Sie sehen ein, daß ich denselben Weg wieder zurück muß.“

„Meinetwegen. Ich habe es nicht zu verantworten, wenn Sie den Hals brechen.“

„Seien Sie meiner größten Vorsicht gewiß; mir liegt alles daran, ihn möglichst lange zu conserviren. Ihr Diener also bis morgen. Gute Nacht, theure Monika.“ Er verneigte sich nochmals und war mit einigen Sätzen am Baume und verschwand bald in dessen dichtestem Gezweig.

Herr Hähnerl stand unwillkührlich und sah dem Kletterer nach.

Auch Monika blickte mit Zärtlichkeit und Angst nach dem Baume, dessen Aeste bereits ihren Liebling verbargen. Sie mußte sich jedoch entschließen, ihrem Vater, der sich nach dem Hause zurückwendete, zu folgen. „Geh zu Bett,“ sagte er finster, als sie sich hinter Schloß und Riegel befanden. Monika wollte seine Hand fassen und küssen, aber er zog dieselbe unwillig zurück. Betrübt schlich sie nach ihrer Stube.

„Nun Mauritius, Du kommst allein? wo ist unser Kind? Welche Todesangst habe ich ausgestanden! Wo ist sie? lieber Mann, sprich!“

„In ihrer Stube? So will ich zu ihr. Sabine soll Thee machen. Mein armes, armes Kind!“

„Spare Deinen Jammer, und wenn Du etwas thun willst, so geh, nimm eine Peitsche und gieb ihr, was ihr gehört.“

„Eine Peitsche für Monika?“

„Ja, ja. Die leichtsinnige Dirne hat eine schöne Art von Mondsucht. Das heißt, ein Liebesverständniß mit einem Convictaren, der durch das Fenster von der großen Linde herüberkommt. Ich renne außer mir in Hof und Garten umher, suche überall nach ihrem zerschmetterten Leichnam und finde sie ganz vergnügt mit dem Burschen in der Hollunderlaube. Ich sage Dir, ein so kecker Gesell, daß ich ihm fast wie ein Schuljunge gegenüberstand, und mich nach seinen Worten bei ihm noch für seine Spitzbüberei hätte bedanken mögen.“

„Ich erstarre. Wie, Monika war mit einem Manne im Garten?“

„Nun ja, sage ich Dir. Ich kränke mich, daß ich den Tod haben möchte.“

„Es ist auch unverzeihlich rücksichtslos von ihr. Aber bei alle dem meine ich doch, es ist immer noch besser so. Denn es scheint mir immer ein weniger großes Unglück für ein Mädchen einen Mann zu lieben, als mondsüchtig und der Gefahr des Halsbrechens ausgesetzt zu sein. Ich bin gewiß sehr entrüstet, daß sie hinter unsrem Rücken ein solches Verhältniß angesponnen hat; aber es ist mir doch immer noch lieber, als sie von einem so schrecklichen Uebel befallen zu wissen. Natürlich muß die Sache streng

verschwiegen bleiben. Man kann ja sagen, ein Gelübde an die Schutzheilige habe sie von der Krankheit befreit. Wie ist denn übrigens der junge Mann?"

"Ein so frecher Bursche, der eine solche Suade hat, daß er mir zumuthete, die Geschichte als unabänderlich hinzunehmen und ganz zufrieden zu sein, wenn er so gnädig wäre, unserer Tochter seine Hand zu bieten."

"Das ist freilich sehr anmaßend."

"Er war unverschämt genug, dies als das einzige Auskunftsmittel zu bezeichnen, um den Ruf unserer Tochter unangefochten zu erhalten, da er in einem Weigerungsfalle meinerseits sich durchaus zu keiner Verschwiegenheit verpflichtet glaubte. Kurz, ich stand zuletzt rathlos, wie ein Abc-Schüler vor ihm."

"Du hast doch eingewilligt?"

"Das gerade noch nicht; ich habe ihn morgen in meine Schreibstube bestellt. Es will mir durchaus nicht in den Kopf, meine Tochter mit einem Schüler zu verloben."

"Man müßte es noch geheim halten."

"Das sieht ihnen ähnlich, nachdem die Sache so weit gediehen ist."

"Es ist allerdings ärgerlich, daß wir Monika einem Menschen versprechen sollen, der noch gar nichts ist, der nicht einmal einen Titel hat."

"Und, was das Schlimmste ist, vielleicht auch kein Geld."

"Hast Du Dich näher nach seinen Verhältnissen erkundigt?"

„Nein. Monika wird wohl mehr über ihn wissen.“

„Ich will sogleich zu ihr und sie fragen.“ Und sie nahm die schwere silberne Wachsscheere und trippelte fort. In dem Zimmer ihrer Tochter angekommen, entließ sie sofort Sabine unter dem Vorwande, selbst über Monika's gestörte Gesundheit wachen zu wollen. Diese jauchzte im Stillen über diesen Befehl, denn das Herz bebte ihr vor Furcht in der Brust, sich mit einer Quasi-Besessenen allein zusammen zu sehen. Sobald sie sich entfernt, und Frau Hähnerl sich überzeugt hatte, daß sie nicht gestört werden konnte, begann sie ein peinliches Verhör, in das sich manche tragische Exklamationen und Vorwürfe mischten, die Monika jedoch durch Thränen und Zerknirschung bald entwaffnete. Es war auch der guten Frau im Augenblick weit weniger darum zu thun, als um Notizen über ihren künftigen Schwiegersohn. Sie fand ihre Tochter leider nicht sehr unterrichtet. Alles, was sie sagen konnte, beschränkte sich darauf, daß Paul eine sehr vornehme Gönnerin habe, die für ihn sorge; daß er ihr, wenn sie im Garten war, seine Briefchen an rosa seidenen Bändchen aus dem Fenster heruntergelassen habe; daß er sie in dem einen ersuchte, spät Abends in den Garten zu kommen und ihm das Glück zu gewähren, mit ihr zu sprechen, was sie nicht die Kraft gehabt hatte zu verweigern. Seitdem hatten sie sich oft auf diese Weise gesehen und gesprochen. Jedoch hatte er bisher nie gewagt, in ihre unmittelbare Nähe zu kommen, und ihre Unterhaltungen waren nur aus der Ferne — von ihm aus dem Fenster, von ihr vom Garten aus — geführt worden.

verschwiegen bleiben.
an die Schutzheilige h
Wie ist denn übrigens

„Ein so frecher B
daß er mir zumuthet
hinzunehmen und ga
gnädig wäre, unserer

„Das ist freilich

„Er war unvers
Auskunftsmittel zu be
unangefochten zu erh
falle meinerseits sich
verpflichtet glaubte.
ein Abc-Schüler v

„Du hast doch

„Das gerade
meine Schreibstub
in den Kopf, me
loben.“

„Man müßt
Das sieht
ſt.“
ist
per
l

## chtundzwanzigstes Kapitel.

onvikt in der Josephsstadt, in welchem Paul hatte eines Tages — es war ein Sonntag — liches Ansehen. In tiefer Stille waren sämmt- ge im Prüfungssaale versammelt, aus dem sie ine brennende Kerze in der Hand, in die Kirche o sie von mehren Priestern in schwarzem Meß- fangen wurden. Die Prozession ordnete sich. ingen die Akoluthen mit den Rauchfässern, welchen nit Weihkesseln folgten, aus denen zwei jüngere e den Weg während des Gehens fortwährend gten, während das düstere „De profundis“ durch ohen Gewölbe tönte. Man hätte glauben mögen, i das Grabgeleit irgend eines frommen Bruders, der später Abendstunde zur Gruft bestattet würde. Diese muthung wäre übrigens bald beseitigt worden, da sich em Trauerzuge kein Sarg befand, und der Inhalt Gebete, die von Zeit zu Zeit den Trauergesang unter- ließ auch eher auf eine Geisterbannungsceremonie, n Begräbniß schließen. Nachdem die Hallen des ebäudes mit Weihwasser benetzt und alle Gänge

Heute blos hatte er zum ersten Male die kühne Reise aus dem ersten Stock auf die Linde und von da in den Garten versucht. — Das liebe Kind versicherte übrigens die Mutter, daß Paul der beste, liebenswürdigste aller Menschen sei, und bat und flehte, ihm beim Vater doch ein gütiges Wort zu sprechen und ihm einen freundlichen Empfang anzubahnen, was endlich nach einem wiederholten Schwalle von Remonstrationen und Bußkapiteln halb und halb zugesagt wurde. Man beruhigte sich nach und nach; denn ein guter Theil der Nacht war bereits vorüber und der Schlaf begann seine Rechte geltend zu machen. Monika wälzte schließlich noch einige Seufzer von ihrer Brust, dachte noch einmal an das A und O ihres Herzens und fand sich bald durch einen entzückenden Traum wieder an seine Seite in die duftende Hollunderlaube versetzt.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Convikt in der Josephsstadt, in welchem Paul sich befand, hatte eines Tages — es war ein Sonntag — ein sehr feierliches Ansehen. In tiefer Stille waren sämmtliche Zöglinge im Prüfungssaale versammelt, aus dem sie sich, jeder eine brennende Kerze in der Hand, in die Kirche begaben, wo sie von mehren Priestern in schwarzem Meßornat empfangen wurden. Die Prozession ordnete sich. Voran gingen die Akoluthen mit den Rauchfässern, welchen andere mit Weihkesseln folgten, aus denen zwei jüngere Geistliche den Weg während des Gehens fortwährend besprengten, während das düstere „De profundis“ durch die hohen Gewölbe tönte. Man hätte glauben mögen, es sei das Grabgeleit irgend eines frommen Bruders, der in später Abendstunde zur Gruft bestattet würde. Diese Vermuthung wäre übrigens bald beseitigt worden, da sich in dem Trauerzuge kein Sarg befand, und der Inhalt der Gebete, die von Zeit zu Zeit den Trauergesang unterbrachen, ließ auch eher auf eine Geisterbannungsceremonie, als auf ein Begräbniß schließen. Nachdem die Hallen des ganzen Gebäudes mit Weihwasser benetzt und alle Gänge

mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet waren, wallte der ernste Zug wieder langsam nach der Kirche, dem Ausgangspunkte zurück, von wo aus man sich nach allen Seiten hin zerstreute. Schweigen und Dunkel herrschten aufs neue in den öden Räumen, in denen man bald nur noch einzelne Schüler und Fraters mit ihren Lämpchen hin- und hergleiten sah, die nach beendeter Feierlichkeit nach ihren Schlafsälen und Zellen eilten, um das in ihrer Ruhe seither Versäumte nachzuholen. Endlich war Alles still und düster. Nur im Studirzimmer des Regens war noch Licht. Der hochgelehrte, hochwürdige Herr saß völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl, als erwarte er noch den einem Geschäft günstigen Augenblick. Er schien von Zeit zu Zeit aufzuhorchen. Endlich, als auch der letzte Ton des Lebens in den ihn umgebenden Räumen verstummt war, erhob er sich, nahm den auf dem Tischchen vor ihm befindlichen Armleuchter und verließ das Gemach. Leise wandelte oder vielmehr glitt er durch die Gänge. Auf dem Corridor des ersten Stockwerks angekommen, stellte er den Leuchter in einem Kreuzwege, wo sich in der Wand eine tiefe Nische befand, in dieselbe bei Seite und setzte dann seinen Weg im Dunkel fort, das übrigens hier und da durch das durch die Fenster eindringende Mondlicht erhellt wurde. Nicht fern von einem der Fenster fiel ihm eine am Boden liegende weiße Gestalt in die Augen. Er stutzte einen Augenblick. „Hm, was ist das?“ murmelte er vor sich hin. Nicht, daß ihn der Gedanke an irgend übernatürliche Vorgänge beunruhigte; es war rein das Unerwartete, Ungewöhnliche der Erscheinung.

Klar sehen war ihm jedoch der ihm zunächstliegende Wunsch, und er eilte, ihn sofort zu befriedigen. Die am Boden hingestreckte Form war nichts anderes, als ein leinenes Betttuch. „Aha,“ dachte er, „so hat es mit der Spukgeschichte eine solche Bewandtniß. Der Geist ist also wieder gewandelt und hat, wie es scheint, für gut befunden, seine Hülle abzustreifen. Wir wollen abwarten, ob er wieder in dieselbe zurückzukehren versucht, und von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Er stellte sich dem zufolge nicht fern auf die Lauer und harrte der kommenden Dinge. Einige langweilige Viertelstunden verstrichen. Endlich vernahm er ein stärkeres Rauschen der Blätter vom Nachbargarten her, und bald darauf schwang sich ein Mensch zum Corridorfenster herein. Nun war die Spukgaukelei evident. Noch hielt er sich in seinem Versteck und ließ den anständig gekleideten Kobolt näher herankommen. „So,“ sagte er finster, als Paul seit dem Besteigen von Hähnerl's hoher Linde wieder zum ersten Male festen Fuß faßte, „Sie also, Straniero, Sie sind der Nachtwandler, der die ganze Anstalt in Allarm bringt. Von Ihnen hätte ich das am wenigsten erwartet. Doch hier sind weder Ort noch Zeit zu Erörterungen; ich erwarte Sie morgen vor der Messe in meinem Zimmer.“

Paul verneigte sich stumm, ohne irgend ein Zeichen von Bestürzung, und ging ganz gemächlich nach dem Schlafsaale, während der Regens den Rückweg nach seinem Domicil nahm.

Paul erinnerte sich am folgenden Morgen, wenn auch nicht eben gern, doch genau der erhaltenen Weisung und

verfügte sich nach dem Studirzimmer seines Vorgesetzten. Dieser erwartete ihn mit der strengen Miene eines Richters.

„Sie haben durch Ihre nächtlichen Umtriebe das ganze Convikt in Unruhe und Bestürzung versetzt. Welchen Zweck hatte diese Mummerei? Warum stiegen Sie in den angrenzenden Garten?“ Paul schwieg; ein geringschätziges Lächeln spielte um seinen Mund. „Nun, wollen Sie gefälligst antworten?“

„Ich muß mich wundern, daß sich Ew. Hochwürden die letztere Frage, welche die erstere gleichzeitig hebt, nicht selbst beantworten können. Was könnte ich anderes in dem Garten gesucht haben als Blumen. Ich sehe ein, daß es weder der gebahnte noch erlaubte Weg war, dazu zu kommen; die schönen Blüthen lockten mich aber so mächtig, daß ich der Versuchung unmöglich widerstehen konnte, mir einige zu holen.“

„Junger Mensch, Sie scheinen die Sache sehr leicht zu nehmen. Wissen Sie, daß es eine der größten Sünden ist, sich an dem Eigenthum Anderer zu vergreifen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß, wenn auch nur aus Blumen bestehend, das, was Sie nahmen, doch nichts desto weniger gestohlen war. Außerdem haben Sie mit ernsten Dingen Spott getrieben. Sie haben dadurch sämmtliche Bewohner der Anstalt erschreckt, daß Sie sie glauben machten, irgend ein böser Geist treibe sein Unwesen. Sie haben das Collegium zu jener gestern stattgefundenen Ceremonie veranlaßt und das ist eine eben so strafbare Handlung als das Ansichbringen der Blumen.“

„Auch davon bin ich überzeugt; aber warum hat man

diese Ceremonie abgehalten?" und er sah den Regens scharf fragend an. Dieser schlug die Augen nieder. „Ich kann nicht annehmen, daß z. B. ein so gelehrter Mann, wie Ew. Hochwürden bei alledem wirklich an das Umgehen eines Geistes dachte, oder so etwas nur für möglich hielt."

„Und wenn meine Ansicht eine andere war, so mußte ich dieselbe dem Beschluß des Collegiums unterordnen. Daß ich andere Vermuthungen hatte, beweisen Ihnen die von mir gestern Nacht angestellten Nachforschungen. Ich werde das Resultat derselben anzeigen, und Sie werden die Folgen Ihrer Unbesonnenheit zu tragen haben."

„Ich wage nicht, Sie um Vermittlung oder Niederschlagung meiner Strafe zu bitten; aber ich erlaube mir, Ew. Hochwürden zu bedenken zu geben, daß, welcher Art auch diese Strafe sei, eine gewisse Publizität der ganzen Geschichte nicht füglich zu umgehen sein dürfte, die für mich allerdings sehr niederschlagend, doch für die Anstalt fast ebenso nachtheilig wäre. Ich beklage wirklich aufrichtig, daß es so gekommen ist, und es ist mein fester Entschluß, solche Wege nie wieder zu betreten." Das konnte der Schelm natürlich leicht sagen, da er die Erlaubniß hatte durch die Thür zu kommen. Dem hochwürdigen Herrn schien die Bemerkung über einen, durch Verbreitung des Geschehenen zu befürchtenden Verfall des Instituts einzuleuchten.

„Die Sache ist jedenfalls von so entscheidender Wichtigkeit für Ihr ganzes Leben, daß, ehe ich meinen Ausspruch in derselben thue, ich nochmals mit mir zu Rathe gehen will."

„Sie haben die Entscheidung meines Schicksals, aber auch gleichzeitig das der Anstalt in Ihrer Hand. Wenn Sie mir verzeihen, bleibt alles im Verborgenen und die Kirche hat den Ruhm auch hier dem bösen Geiste geboten zu haben.“

„Ich werde überlegen. Kommen Sie, jedoch ohne daß Sie bemerkt werden, nach Tische sich meine Antwort zu holen.“

Paul durchzuckte eine so tolle Freude, daß er nicht ohne große Mühe sein Gesicht in die gebührende Fassung und sein Zwerchfell in Ruhe erhalten konnte. Sein Prozeß war gewonnen, oder eben so gut. Dies aber war es weniger, was ihn in so heitere Laune versetzte — er war so hart gesotten, daß ihn so leicht keine Eventualität erschreckte — es war die Befriedigung, den Hochwürdigen auf so gut berechnete Weise umgestimmt zu haben. Er verneigte sich denn mit einem höchst salbungvollen Gelobt sei Jesus-Christ und verließ das Gemach.

„Das ist ein geborner Satan; der weiß sich zu helfen,“ sagte der Regens vor sich hin, Paul nachblickend, als er in der Thür verschwand. „Wenn wir ihn nur bewegen könnten in den Orden zu treten. Das würde ein Jesuit comme il faut. Er ist etwas störrisch und unbeugsam; aber klug, verschlagen, wie die Schlange des Paradieses und würde an den rechten Ort gestellt Großes leisten.“

Bayerische Staatsbibliothek München

